M. v. O.
Bg. pr.
o. 79.

342
Biogr. o. 343.

DER

JUNGFRÄULICHE KÖNIG.

DER

JUNGFRÄULICHE KÖNIG.

EINE

HOFGESCHICHTE DER GEGENWART.

Aus dem Französischen übersetzt durch

ROLO HELEN.

ROM.

LIBRERIA CENTRALE

ED. MÜLLER

1881.

ERSTES BUCH.

Das Bild der Königin.

Reges Leben herrschte in dem pompejanischen Hause, welches inmitten einer nördlichen Residenz hervorgerufen war durch die Phantasie eines Fürsten, der es liebte, mit seinen Kenntnissen des Alterthums zu glänzen. Der Mosaik des Fussbodens stellte einen von vier schäumenden Hengsten gezogenen Sonnenwagen dar, und auf den Wänden erblickte man einen halbnackten, von Rosen bedeckten Adonis neben einer ohnmächtigen Venus.

Es war schon zwei Uhr Morgens. Man erwartete, dass der hohe Besuch das Zeichen zum Aufbruch geben würde.

Aber immer noch wogte der bunte königliche Hofstaat in Uniformen, glänzend von goldnen Ordenskreuzen, auf und nieder und unterhielt sich mit den Damen, deren Edelstein- und Blumen-verzierte Toilette in dem warmen Licht hell strahlte. Etwas getrennt von diesem, langsam daherschreitenden Zuge erblickte man in schwarzem Frack die Gesandten fremder Mächte, die Garnitur im Knopfloch. Die Büsten der alten römischen Kaiser an den Wänden hatten den ganzen Abend über das Fest mit ihren unheimlich weissen Augen so betrachtet, als ob sie an die Orgien ihrer Zeit dächten. Man hätte geglaubt, sie lachten, wenn ein nackter und weicher Arm die grosse Nase des Vitellius berührte.

Plötzlich ein Gewirr von leise gesprochenen Worten, die Menge trat zurück, und eine Frau durchschritt die Reihen der sich tief verbeugenden Höflinge. Ihre Fingerspitzen ruhten auf dem reich mit Gold gestickten Arm des Ceremonienmeisters.

Blond war sie, etwas röthlich blond, wie Maisblätter, welche die Sonne versengt hat, ihr Teint weiss, schattenhaft weiss, wie Wachs. Die kleine Stirn wurde von einem goldenen Diadem bedeckt, die Augen waren blau und gross, wie die der Juno der alten Griechen. Die Nase etwas gebogen, mit dem stolzen Zucken der Nasenflügel, das hohe Damen so lieben, der Mund etwas gross, etwa wie der einer lachenden Pariserin. Mit entblösstem Hals, den Busen tief decolletirt, schwamm sie wie eine Meerfei, ganz Schnee und Gold in einem meergrünen Atlaskleide ohne Aermel. Die kurze Schleppe, hier und dort durch Sträusschen von Wasserrosen zusammengenommen, verlief in schwellendem Tüll, dessen Wogen sich nach unzähligen Windungen in einen Streifen von Schaum und Algen auflöste.

So war die Erscheinung der Allmächtigen und Allschönen.

Ihr folgte ein allgemeines Murmeln der Bewunderung. Früher, gleich nach dem Glücks-

spiel, in dem sie in waghalsiger Narrheit das Schicksal auf die Probe gestellt, noch erfüllt von dem Stolz über ihre neue Eroberung, hatte sie an solchen Schmeicheleien Vergnügen gefunden und diese Feste geliebt, in denen die Würde ihrer jungen Majestät verherrlicht wurde. — Jahre vergingen und auch Königinnen altern. Man ist noch sehr schön, aber man fängt an zu bedenken, dass man es nicht immer bleiben kann. Man wird der Verehrung und der immer wiederkehrenden Feste müde. Wer weiss, was die Zukunft denen bringt, die am meisten triumphiren? Dieser Gedanke könnte schrecklich sein. Aber die Furcht, alles zu verlieren, vertreibt nicht die Langeweile, wenn man alles besitzt. Man ist weniger glücklich über die Anbetung, weniger stolz über den Gehorsam, und geht öfter an dem Spiegel vorüber, ohne die eigene Schönheit und Hoheit zu betrachten.

Langsam schritt sie einher, das Haupt ein wenig, wie zum Gruss, geneigt, den Mund

halb, wie zum Lächeln, geöffnet. Es war aber kein vollendetes Lächeln, kein wahrer Gruss. Sie sah und hörte wohl kaum die allgemeine Verehrung, die sie schon gewohnt war, und achtete sie darum kaum.

Dicht bei der Thür stand sie plötzlich still und wandte sich an einen Mann, der noch tiefer gebeugt, als die übrigen, dastand — irgend ein Fremder, denn er trug auf dem Galafrack eine grosse Menge aussergewöhnlicher Orden zur Schau.

Er war mager und gross, fast zu gross. Während seines Grusses hätte man ihn für eine geknickte Blume halten können. Kurze Büschel grauer Haare — denn er war nicht mehr jung — sträubten sich auf seinem rothen Kopf empor, sein Gesicht mit dem halbgeöffneten Munde hatte ungeheure Aehnlichkeit mit dem eines Nussknackers und die kleinen Augen blinzelten komisch unter den Doppelgläsern eines Lorgnon hervor.

Der Anzug war unordentlich, der Shlips beinahe aufgegangen, so dass er kaum anständig aussah. Und dennoch ein gewisser Stolz und eine gewisse Eleganz in der Unordnung. Halb Hanswurst und halb grosser Herr. In der That ein seltsamer Mensch.

«Fürst Flédro-Schemyl?» fragte die Königin.

Er verbeugte sich noch tiefer, ausser sich vor Freude, erkannt zu sein. Das Lächeln, das seine Lippen umschwebt hatte, vermehrte sich, seine Augen blitzten stolz. Auch sie erblühte plötzlich wie eine Rose, der Ausdruck von Hochmuth auf ihrem Gesicht verwandelte sich in Lächeln, ein wenig spöttisch, aber doch zart — das Antlitz einer jungen Mutter, die ihrem Kind schilt und mit dem Finger droht. Es war aber nicht der Fürst Flédro-Schemyl, der dies Lächeln der Zufriedenheit hervorrief, sondern irgend eine angenehme Erinnerung, vielleicht auch eine Hoffnung.

«Wie steht es mit meinem Vetter, dem König von Thüringen?»

Er nahm eine erbärmliche Miene an und antwortete mit tiefem Seufzer: «O, sehr schlimm, gnädige Frau!»

«So?» versetzte sie, immerfort lächelnd.

«Jawohl,» er darauf, noch tiefer seufzend.

«Nun wohl, Kammerherr, kommen Sie morgen auf mein Schloss, Sie sollen mir von der Krankheit des Königs erzählen.»

Sie rauschte vorüber. Auch jetzt noch umspielte das höhnische, aber keineswegs grausame Lächeln ihren Mund.

Sie schien sagen zu wollen: Der Narr!

II.

GANZ kürzlich haben die Zeitungen von dem Tode oder der Vermählung des Fürsten Flédro-Schemyl berichtet — ich weiss augenblicklich nicht, was von beiden. In jener Zeit war er ein Bonvivant, obgleich er an den Schmerzen einer Magenkrankheit litt. Er war Junggeselle, wenigstens dem Scheine nach.

In Deutschland nannte man ihn Excellenz, nicht weil er Fürst war — russischer Fürst und das will nichts heissen — sondern weil er Kammerherr war und mehr Kammerherr als irgend Jemand. Aber wessen Kammerherr? Kammerherr der ganzen Welt. Es hiess, dass

er in den seltenen Pausen zwischen seinen Reisen diesen Dienst in Petersburg versah, und es war sicher, dass ihm alle kleinen Souverains Deutschlands diesen Titel beilegten. Er selbst besass die Bescheidenheit oder die Scham, den Grund nicht zu kennen. Wie wenig aber auch die deutschen Fürsten mit diesem Titel geizen, kann man daraus ersehen, dass in einem der mitteldeutschen Herzogthümer ein Höfling Kammerherr wurde, weil er die Nichte des regierenden Herzogs das Flötenspiel gelehrt hatte. Warum auch nicht? In Frankreich konnte einst ein Jeder Rath des Königs werden, der das Geschäft des Schweinehütens betrieb.

Waren sie berechtigt oder nicht, jedenfalls brachten die ehrenden Titel dem Fürsten Flédro-Schemyl grosse Vortheile. Wohin er auch ging und Gott weiss, wohin überall er ging, sass seine herumirrende Kammerherrnschaft in den Carrossen der Grossherzöge, speiste an den Tischen der Fürsten und drängte sich in die

Häuser der Könige. Diese höfische Schmarotzerei, die er mit cynischer Frechheit, aber vielleicht nur aus Ehrgeiz betrieb, kam auch seinen persönlichen Einkünften sehr zu statten. Er musste reich gewesen und arm geworden sein, denn er gab im Ganzen wenig aus. Nur mitunter streute er mit voller Hand — ein Zeichen von Verschwendung, welche die Mittel nicht mehr hat.

Ein anderer Vorzug, den ihm seine Würden einbrachten, war der, dass sie ihm erlaubten — und darauf verstand er sich — das mysteriöse Wesen der Leute vom Hofe anzunehmen. Ein Kammerherr ist ja so viel wie ein Diplomat. Er liess über politische Ereignisse und erlauchte Personen, Kaiser, Könige, Fürsten, Minister hier und da Ansichten und halbbezügliche Worte fallen, die einen seltsam tiefen Grund zu haben schienen. Er kannte all die geheimen Sünden hoher Boudoirs ganz genau, aber die Discretion, die ihm die Achtung gebot

verhinderte ihn, anders, als in dunklen Worten darüber zu sprechen. Stellte man Vermuthungen an, widersprach er nicht, sondern forderte scharfsinnige Zuhörer sogar dazu auf durch ein leises Lächeln, das bedeuten sollte: «Jawohl, so ist's, Sie sind dahinter gekommen.» Aber er sagte nichts. O, er hütete sich wohl etwas zu sagen. Nichts sicher, im höchsten Falle ein Vielleicht. Oft wurde er durch seine Zuhörer erst über die falschen oder wahren Neuigkeiten unterrichtet, mit denen er so gut bekannt zu sein schien.

Diese Rolle machte ihm Vergnügen. Er verstand es dabei vortrefflich, die kleinen, gelblichen Augen zu rechter Zeit hinter dem Lorgnon hervorblinzeln zu lassen, und vertrauliche Gesten zu machen, die er sofort unterliess, wenn er Verrath witterte. Ueberhaupt sprach er vorsichtig und langsam, oft stockend, als ob er nicht die passenden Worte finden könne. Ein Kunstgriff, um alles zu meiden, was ihn compromittiren könnte.

Diese Art des Benehmens, die verbunden mit dem reich geschmückten Knopfloch und dem vornehmen Auftreten ihm die neugierigen Blicke aller vornehmen Reisenden zuzog, legte er sofort ab bei dem Betreten officieller Salons. Ein wunderbarer, aber mit äusserster Geschicklichkeit durchgeführter Widerspruch, war der Fürst Flédro-Schemyl Mann vom Hofe denen gegenüber, die es nicht waren, im Verkehr mit Hofleuten ein Narr. Denn dieser Diplomat, der sich so vollständig beherrschen konnte, war auch ein unverschämter Possenreisser. Aus dem Kammerherrn wurde urplötzlich ein Hanswurst. An den Tafeln der Hôtels erschien er äusserst vornehm gekleidet, die Säle der Residenz betrat er den eingedrückten, schäbigen Hut auf dem Ohr, mit aufgelöster Cravatte und ohne Knöpfe an der Weste. Selbst die Kammerherrnhosen, die er trug, waren schon am Knie durchgescheuert.

Mit der grössten Frechheit und Naivität trug er die cynische Unverschämtheit zur Schau und überschritt die Schranken der höfischen Etiquette. Um die Politik und Cabinetsintriguen kümmerte er sich in Wahrheit viel! Niemals unthätig, immer in Aufregung, voll von Tollheiten, war er unermüdlicher Erfinder von Possen und floss über von gewagten Anecdoten. Bald erzählte er dem Erbprinzen von Homburg von Liebschaften mit Schauspielerinnen an der italienischen Oper zu Paris, bald empfahl er ihm in Ermanglung eines Besseren eine schöne Brauerstochter und versprach ihm dieselbe vorzustellen. Oft spielte er bei dem Dessert grosser Festmahle den Berauschten, obgleich er nur rothgefärbtes Wasser getrunken, und wagte es dann der Landgräfin vorlaute Worte in's Ohr zu flüstern oder ihr zu rathen, bei dem nächsten Hofball das Kostüm des Fräulein Schneider im zweiten Act der Perichore zu tragen! Es war ein Wunder, dass man ihn

noch nicht durch die Bedienten hatte zur Thür hinauswerfen lassen. Man fürchtete jedenfalls die Unzufriedenheit der vielen Mächte, deren Kammerherr er war, und zog sich aus der Verlegenheit durch das Wort: Ein Original! Mitunter fand man ihn auch amüsant, und er war sich seiner Macht, alles wagen zu können, so sicher, dass er an einem Julimorgen ganz nackt in dem Springbrunnen eines fürstlichen Parks baden konnte, trotzdem er gerade unter den Fenstern der regierenden Herzogin stand.

Trotzdem — oder wenn man will, deshalb — galt der Fürst Flédro-Schemyl für eine sehr interessante Persönlichkeit. Manche gingen so weit, ihn zu lieben — sogar Damen, sagte man. Nur eine Sache schmerzte ihn. Er gab sich für einen Russen aus; jeder wusste aber, dass er polnischer Abkunft sei, denn Schemyl ist circassisch und Flédro lithauisch. Wegen dieses zweifachen Vaterlandes vermuthete man in der Vergangenheit des Fürsten irgend einen Verrath

des Vaterlandes für eine erborgte Nationalität, eine Flucht vor dem Märtyrertode. Man wusste, dass er schwieg, wenn man über diesen Punkt redete. — Im allgemeinen galt er für einen Mann von Geist, liebenswürdigen Gesellschafter und belesenen Unterhalter. Ja, er sollte einige französische Lustspiele von gutem Geschmack geschrieben haben.

III.

Am folgenden Tage wurde er durch eine Kammerzofe in die Zimmer der Königin geführt. Die Zofe war ganz in Spitzen und rothe Seide gekleidet, nicht zu jung, aber nett und lebhaft, hatte rothe Lippen, rosige Wangen und dunkle Augenränder, kurz sie sah aus wie eine der Soubretten, die in den Féerieen die Fürstin Aventurine in den Palast der Genien zu begleiten pflegen. Und so war es in Wahrheit. Die Fürstin war Königin geworden, die Dienerin Soubrette geblieben. Aber dennoch trug sie keine kurzen Röckchen, vielleicht um nicht bei den Bischöfen Anstoss zu erregen, die mitunter kamen, um sich mit der Königin zu unterhalten.

Ueberhaupt hatte die Königin die verführerischen Moden derer nie leiden mögen, die Billets-doux empfangen und ausstellen, und sich umarmen lassen, wenn man ihnen eine volle Börse in die Hand drückt.

Die geheimnissvolle Miene der Führerin sagte dem Fürsten, dass er sich in der Nähe ihrer Majestät befinde. Er fühlte sich dadurch geschmeichelt. Sonst pflegt man in Paläste durch grosse Vorzimmer einzutreten, in denen riesige Husaren Wache halten, er war von einer geschickten Kammerzofe durch lange Gänge geleitet, die sich um die grossen Säle herumzuschlängeln schienen, als ob sie das Tageslicht scheuten. Ein wenig überspannt, wie er war, kam er sich vor, wie der Herzog von Bukingham, der von Anna von Oesterreich die Rose erbitten will, die sie am Abend zuvor im Haar getragen.

Er sah sich um. Wenn er nicht gewusst hätte, dass er im Zimmer der Königin sei, hätte er

glauben können, bei irgend einer leichtfertigen Schönen zu sein.

Das Zimmer war ein wenig gross, aber kein Salon, sondern ein Boudoir. An der Decke ein grosser krystallheller Spiegel. Smaragdgrüne Fäden von Wasserpflanzen durchzogen ihn, blasse Wasserrosen spiegelten sich darin und goldige Perlen entfalteten das bunte Farbenspiel des Regenbogens — ein See anstatt des Himmels. Auf dem hellen Atlas der Wände schien ein Meer zu fluthen, da auch in den Ecken schräggelehnt venezianische Spiegel standen, in blumigtes Krystall gerahmt. Die Thür war durch schön geschwungene, spitzen-verzierte Portièren verdeckt, und über ihr schaukelten bei dem leisesten Luftzug orientalische Ampeln ihren mit Halbmonden und silbernen Glöckchen behangenen Flitterglanz. Eine kleine Stutzuhr, antik und koquett, stand ganz verwittwet zwischen den Nippsachen auf dem Kamin, Bonbonièren, Statuetten, schlanke Schäferinnen mit aufge-

schürzten Kleidern, den Blumenhut auf der Schulter, und dickbäuchigen chinesischen Kobolden, die mit dem Kopfe nickten und die Zunge heraussteckten. Rings im Zimmer verstreut standen Sessel von weissem Atlas mit vergoldeten Füssen, Musterstücke moderner Kunst, und lagen gestickte Kissen, deren zarte Farben schon den Ehrensitz irgend einer Burgfrau geschmückt hatten. So war der Luxus der früheren Zeiten mit der Anmuth der Gegenwart zu einer Harmonie von Eleganz und Weichlichkeit verbunden. Die herumliegenden Kissen, die soeben gestreiften Portièren, die Spiegel, die das Bild wiedergegeben und selbst die von rosigen Fingern berührten Porzellanvasen strömten ein zartes Aroma aus, wie es die Anwesenheit eines weiblichen Wesens hervorruft. Unwillkürlich dachte man an vertrauliche Unterhaltungen, aneinandergepresste Lippen — dort das Kissen war heruntergelegt, damit eine Busenfreundin sich an die Seite ihrer Herrin anschmiegen könne

— das Schweigen war voll von frivolem Geflüster. Und dennoch stand vor dem einzigen Fenster ein Betstuhl von Nussbaum, auf dessen Pult ein aufgeschlagenes Evangelium lag. Es war ein sehr alter Betstuhl, düster, ohne Verzierungen, abstossend und mönchisch. Jedenfalls war er im Betzimmer irgend einer Aebtissin von Burgos oder Valladolid aufgefunden.

Ein Geräusch von kleinen schnellen Schritten, welche die Decken streiften, verscheuchten das Nachdenken.

Das ist die Königin, dachte der Fürst Flédro-Schemyl, und sein Hochmuth schwoll. Aber als die Thür sich öffnete, und die Portièren zurückgeschlagen wurden, konnte er kaum ein Zucken der Missbilligung in seinem Gesicht unterdrücken. Die Eintretende war die Gräfin von Soïnolf.

Sie lachte sofort laut auf, denn das war ihre Manier, Leute zu begrüssen. Da sie Botschafterin war, hätte dieses naive Lachen in

den Kreisen, in welchen ihr Gemahl verkehren musste, zu ernsten Verlegenheiten Anlass geben können. Zum Glück wusste man aber, dass sie geistesabwesend sei — obgleich viele Leute, die davon benachrichtigt wurden, es bezweifelten. Man schrieb ihr folgendes wichtige Wort zu: «Das Leben ist ein Karneval, andere masquiren sich, ich lache nur».

Eine Passion besass sie, sich zu compromittiren, daneben aber die Geschicklichkeit, sich nie ganz zu compromittiren. Stets war sie auf dem halben Wege zum Scandal. Hübsch keineswegs, schaute unter ihren kurzen Haaren und zerzausten Locken anstatt des Gesichtes eine Fratze hervor. Ihr Teint war zu braun und ungeschminkt, ihre Gestalt mager und unproportionirt, die Augen jedoch feurig, die Lippen schwellend. Sie liebte kühne Toiletten, setzte selbst die Mägde durch die unerwarteten Formen ihrer Hüte oder die verrückte Tracht ihrer Kleider in Erstaunen, und übertraf noch die Hofdamen

in der Decolletirung ihrer flachen, lederartigen Brust. Ferner hatte sie lose Erzählungen gern, scheute keine gewagten Worte und keine kühnen Gesten, war in alles Tolle närrisch verliebt, aber auch für schöne Sachen begeistert, besuchte Cafés und Concerte gern und schwärmte ganz besonders für Hans Hammer, den grossen deutschen Componisten. Ueberall liess sie ausstreuen, sie habe Liebhaber in der ganzen Welt, nur nicht durch die Liebhaber selber, die davor ganz sicher waren. Allen Männern sah sie frech in das Gesicht, betrachtete die Taille aller Damen, kurz sie wagte mit allen alles, ohne zu gestatten, dass man wiederum etwas wagte.

Man erzählte von ihr unzählige Abenteuer. Sie war schon mehr eine märchenhafte als historische Persönlichkeit. Man flüsterte sich zu, sie sei auf den Opernball gekommen, nicht im Domino, sondern als Arbeiter verkleidet, mit unmaskirtem Gesicht, als habe sie sagen wollen: Ich glaube nicht, dass ihr mich erkennt.

Sie habe, nicht aus Eifersucht, sondern infolge einer Wette, in irgend einer Verkleidung eine schöne Operettensängerin, die Geliebte ihres Gemahls, in sich verliebt gemacht. Noch schlimmer: sie habe den komischen und drolligen Einfall gehabt, sich für einen berühmten Clown zu begeistern, der hingerichtet werden sollte und Aladin oder Peynol hiess. Es wären aber eben nur Erzählungen, denn Niemand konnte behaupten: Ich weiss es sicher.

Auf der andern Seite fürchtete man sie wegen ihrer Freundschaft mit der Königin, und die Furcht wird leicht zur Achtung. Man erlaubt ja dem alles, der alles vermag. Kurz, sie war ein frivoles Wesen, das fürchterlich hätte werden können. Halb verachtet, aber ganz angebetet, erzählte man im Geheimen von ihr die erdenklichsten Schlechtigkeiten, laut aber alles mögliche Gute. Jedenfalls war die Gräfin ein ganz verrücktes Frauenzimmer, und dabei vielleicht doch tugendhaft. Eine merkwürdige Erscheinung.

Fortwährend lachend, sagte sie: «Aber zu welcher Zeit kommen Sie, Fürst Flédro? Ist es schon Tag? Immer noch die deutschen Sitten. Dort ziehen wohl die Frauen ihre Kleider vor Anbruch der Morgenröthe an, zu einer Zeit, in der wir sie eben ablegen? Es ist ein grosses Glück für Sie, dass ich im Schloss geschlafen habe, sonst wären Sie gar nicht hereingelassen worden. Ich glaube es ist noch niemand aus den Federn, als ich und ein kleines Rothkehlchen, das heute Morgen mit seinem Schnabel an das Fensterkreuz meines Zimmers pochte.»

Sie sprach dies mit leichtem Frösteln und bedeckte ihren Hals mit den Franzen einer Mantille, deren lange Enden auf einen weiss-seidenen Unterrock fielen. Derselbe schmiegte sich eng an die scharfen und kantigen Umrisse ihrer kleinen mageren Figur. Bei dem Frösteln aber gab sie den etwas warmen, eigenthümlichen Geruch der Bettwärme von sich.

Sie fuhr fort:

«Erlauben Sie, dass ich mich auf die Chaise-longue setze? Es ist so kalt heute Morgen. Und jetzt, worum handelt es sich; sprechen Sie! Was wollen Sie?»

Etwas erstaunt über dies Geschwätz, aber auch etwas erfreut über die lebhaften Gesten und den Parfum, den er sehr wohl kannte, war er keineswegs sehr unzufrieden. Mit einem tiefen Diener sagte er:

«Ihre Majestät liess mich hoffen . . .»

«Dass sie Sie selbst empfangen würde? O, Fürst, wo denken Sie hin? Alle Welt würde es sofort gewusst haben — kann man verborgen bleiben, wenn man Königin ist — und die Leute würden unzählige Geschichten erzählt haben. Aber Sie kommen gewiss vom König Friedrich. Sie haben den Weg von dreihundert Meilen nicht umsonst gemacht, sind nicht umsonst gestern Abend im pompejanischen Hause gewesen und standen etwas vor den andern, um bei dem Durchgang von der Königin bemerkt

zu werden. Sie kommen gewiss mit einer Botschaft; und die Politik hat nichts damit zu thun. Glauben Sie etwa, dass man nicht mehr an den Besuch Friedrich II. bei seinem königlichen Vetter und seiner königlichen Base denkt? O, der arme kleine König! Ich erinnere mich noch ganz deutlich an sein Gesicht. Uebrigens ein netter Herr. Etwas zu sehr frisirt. Aber sehr schöne Augen. Junggesell' wie er ist, hatte man von einer Jungfrau in weissen Kleidern gesprochen. Diese Seufzer, als ob das Herz brechen wollte, diese Blicke, als ob er eben den Geist aufgeben wollte. Ganz die Manieren eines verlobten Deutschen, wenn sein Gretchen oder seine Charlotte nicht zur bestimmten Stunde unter den Linden der Promenade erschienen ist. Ach, und am Tage der Abreise! Das war herrlich. Ich wäre vor Lachen fast gestorben. Seine Augen waren mit Thränen gefüllt, er wagte sich nicht zu rühren und sah bei dem Händereichen zur Seite, wie ein Komiker der Bühne. Stellen

Sie sich das vor. Sich in eine Königin verlieben, wenn man König ist. Das kann kein Geheimniss bleiben. Man hätte ja durch Botschafter verkehren müssen, keine Liebesbriefe, sondern Beglaubigungsschreiben, und im Falle eines Streites gerichtliche Protocolle. Das ungefährlichste Rendez-vous wäre von grosser Tragweite für die Geschichte gewesen. Denken Sie an die Folgen der Abenteuer der Cleopatra und des Antonius. Und Cleopatra war Wittwe — sogar vieler Leute. Kurz, Ihr König hat diese absurde Idee gehabt. O, ich glaube wohl, dass er es ehrlich meinte. Und die Königin, die besser ist, als ich, hatte Mitleid mit ihm, ein wenig. Aber war das ein Scandal! Und Sie glauben, dass Ihre Majestät sich dem aussetzen wird, dass sie dem alten, schon vergessenen Gerücht dadurch von Neuem Nahrung geben wird, dass sie Sie empfängt? Um Gottes willen. Statt dessen bin ich jetzt da. Was haben Sie zu klagen? Sie sind so gut als ein Gesandter

und ich bin es wirklich. Vorwärts, sagen Sie, was der König von Thüringen will?»

«Ihrer Majestät der Königin seine Ergebenheit ausdrücken», antwortete Fürst Flédro-Schemyl klug.

«Ja ja, aber weiter?»

«Weiter nichts», versetzte er, ein noch verschlosseneres Gesicht machend.

Sie wurde von einem Lachschauer geschüttelt, wie eine Puppe, deren Fäden man zieht.

«O, Sie Geheimnisskrämer!» sagte sie spöttisch. «Sie sind von der alten Schule. Immer auf dem Qui-vive stehen und so wenig als möglich reden. Ganz Talleyrand. Es ist das alte Spiel! wie die kleinen Journalisten sagen. Nehmen Sie sich mich zum Beispiel. Ich spreche fortwährend und sage doch eigentlich garnichts.»

Er blieb still.

«O», fuhr sie mit etwas erschreckter Miene fort, «ist die Forderung Ihres Königs so gross? Er gilt doch sonst nicht für einen so furchtbaren

Don Juan. Er schlägt gar nicht nach seinem Grossvater, der immer bereit war, abzudanken für die Liebe einer Schönen, die ohne Tricot auf dem Theater Porte-Saint-Martin getanzt hatte. Sie wissen doch, was man sich von Friedrich I. erzählt. Als er zum Paradies kam rief der heilige Petrus: «Der König Friedrich kommt, schliesst die elftausend Jungfrauen ein!» Ihr Herr ist mehr zurückhaltend, man braucht junge Mädchen nicht einzuschliessen, wenn er kommt. Er gleicht vielmehr dem Friedrich von Schwaben, der wegen seiner Keuschheit in Palaestina starb. Er wollte sich von der Nichte eines Sarazenen nicht entkleiden lassen. Sagen Sie, ist es wahr, dass Ihr Herr nie hat in den Saal treten wollen, wo sein Vorfahr die Bilder aller Schönheiten seiner Zeit vereint hat? Dass er an den Tagen der Hofbälle plötzlich verschwindet, auf's Pferd steigt und zu einer alten Amme in die Berge flieht, ganz ausser sich durch den Anblick eines nackten Halses oder

Armes? Es ist zu lächerlich. Sie müssen sich doch mit einem derartigen König in Nonnenburg zu sehr langweilen. Das ist ja kein Hof, das ist ein Kloster, und in manchem Kloster geht es lustiger zu. Auch sagt man, er wolle nicht heirathen. Die arme Erzherzogin Lisi ist sehr betrübt darüber. Armes Mädchen! Ich kenne sie. Sie ist nicht hässlich für eine Deutsche. Sie würde keine glänzende Königin sein, aber der König eine gute Frau haben. Nun, mag er sie nehmen, was geht mich seine Heirath an. Aber ich weiss, er will nicht. Er bleibt der «Bräutigam der Musik». Ganz gut, ich tadle es nicht, aber das ist doch nicht genug. Ja, was ist da zu machen? Er hat einmal eine kalte Phantasie. Ich bin auch gar nicht so erstaunt über seine Liebe zu unserer Königin hier. Es ist eine Liebe wie ein Traum. Ihre Majestät hat ihn bezaubert, obgleich sie weit entfernt von ihm. Es ist göttlich. Ja ja, ich weiss das alles. Jetzt werden Sie mir doch seine Forderung

nennen können. Ein Wort des Mitleids, vielleicht ein Band, das sie getragen. O, ein solches Zeichen der Gunst würde ihm genügen!»

«Ich werde also nicht die Ehre haben, Ihre Majestät die Königin zu sprechen,» sagte der Fürst Flédro-Schemyl nach einer Pause.

Sie antwortete trocken:

«Keinesfalls.»

Somit entschloss er sich endlich zu reden. Das, um was der König Friedrich bat, das, was der Fürst Flédro, sein vertrauter Gesandter erlangen sollte, war ein Bild der Königin.

«Ein Bild»? sagte die Gräfin ganz erstaunt. «Er hat kein Bild von ihr? Aber man verkauft es ja überall. Das ist so Sitte. In allen Glasschränken hängt es zwischen dem meinigen und dem einer Kunstreiterin. Man bringt ja jetzt alles durcheinander. Unser Bild giebt sich mit jedem ab. O, ich habe viele Bilder der Königin, und ich werde Ihnen davon so viele geben, als Sie haben wollen.»

«Mein Herr bittet flehentlich um ein Bild, das ihm Ihre Majestät selber sendet», versetzte der Kammerherr.

Sie nahm eine sehr ernste Miene an. Die Miene einer ernsten Puppe.

«Unmöglich, Fürst Flédro!» sagte sie. «Ganz unmöglich. Es würde eine zu grosse und compromittirende Gunst sein. Wofür halten Sie uns? Ich finde, Ihr tugendhafter König benimmt sich sehr impertinent. Was hat man ihm von uns erzählt? Ja, ehemals, ich will es nicht leugnen, ehemals waren wir etwas thöricht und leichtsinnig. Es war so Mode. Dann der Rausch des Glücks im Anfang. Man achtete auf ein verlorenes Lächeln nicht. Jetzt sind wir aber vernünftig geworden. Damals unterhielt es uns mit dem grossen Menschen zu schwatzen, der an kleinen Hoffesten «Bärenwacht» sang. Wir gingen anfangs sehr decolletirt, um unsere Schönheit sehen zu lassen, und begingen auch andere Extravaganzen. Diese Zeit ist jedoch vorüber.

Wir sind strenger und würdiger geworden. Wir sind auch fromm geworden. Wir haben schwere Gedanken. Wir sprechen von der Politik, wenn man uns kämmt. Wir müssen an die Zukunft der Dynastie denken. Die Republikaner bedrängen uns sehr. Sie lesen wohl keine Zeitungen. Aber ein Umsturz wäre sehr leicht möglich, wenn man nicht sehr vorsichtig ist. Wir geben auf uns Acht, weil wir beachtet werden. Die Rosen des Gartens sind schon verblüht. Und dann 43 Jahr. Nicht ich — sie! Beinahe Matrone. Unser Bild. Wohl im Ballkleid, damit man den Hals sieht! Er ist doch nicht ganz so keusch, Ihr Friedrich II.! Ich beklage es, aber ich wünsche Ihnen Glück dazu. Sie werden Vortheile davon haben. Doch wie gesagt, verzichten Sie durchaus auf das Bild. Ich widersetze mich dem. Ich würde ihm nicht einmal das meinige geben, wenn er es verlangte!»

Der Fürst Flédro-Schemyl machte ein sehr betrübtes Gesicht. Er verbeugte sich tief, seufzte und wandte sich zur Thür.

«O, nicht doch!» sagte sie, sich auf die Chaise-longue niederlassend und die Falten ihres hellen Morgenrockes zwischen den Knien zusammenraffend. «Sie nehmen ja die Miene vollständiger Verzweiflung an, Herr Botschafter. Wir wollen sehen. Kommen Sie zurück und sagen Sie mir alles. Was hat man Ihnen versprochen für den Fall guter Verrichtung?»

Der Fürst Flédro näherte sich ihr.

«Ich will freimüthig reden!» sagte er.

«Nur zu. Lügen sind unnöthig.»

«Ich erhoffte eine sehr hohe Belohnung.»

«Wollte man Sie zum Minister machen einem Bild zu Liebe?»

«Nein. Das wäre zu viel.»

«So? Ich bin erstaunt. Nehmen Sie es nicht übel. Sie haben meine Worte falsch verstanden. Es giebt Stellungen, die nicht niedriger sind, und die Ihnen besser passen würden.»

«Und welche, Frau Gräfin?»

«Aber eine Stellung, wie Sie sie z. B. jetzt einnehmen», sagte sie, laut auflachend. Es ist eine ganz rühmliche Stellung, und auch Mercur gehörte zu den zwölf grossen Göttern.»

Das erheiterte seine Stirn. Er gab es auf, ehrwürdig zu erscheinen und ward sofort ein gutmütiger Narr.

«Der König versprach mir», versetzte er, «mich zum Intendanten aller Theater Nonnenburgs zu machen. Denken Sie sich meine Freude. Ich werde all' die grossen Musikdramen von Hans Hammer nach einander aufführen lassen, aber nicht mit der Sparsamkeit gewöhnlicher Unternehmer. Der Staatssäckel steht mir ja zur Verfügung, da werde ich die Verzierungen durch Makart oder Henner malen lassen. Und einen Engel will ich engagiren, um die Rolle des Schwanenritters zu spielen.»

Sie drohte ihm mit dem Finger, ihn von der Seite ansehend.

«Nicht schlecht,» sagte sie. «Sie sind galant. Sie kennen meine Vorliebe für Hammer. Man hat Ihnen von einem Fächer erzählt, der auf der Brüstung einer Loge zerbrochen wurde. Aber sagen Sie offen: Werden Sie auch Komödie spielen lassen?»

«Niemals.»

«Nun wohl, Sie sind ein Mann von Geschmack.»

Er erheuchelte hierüber Vergnügen.

«Aber jetzt,» versetzte er, «sind alle diese schönen Träume verschwunden, da ich das Bild der Königin nicht erhalten kann. Man wird die Opern von Hans Hammer weiter spielen vor Coulissen, angestrichen durch gräuliche Schmierfinken und italienische Tenore werden die tragischen Melodieen des Meisters murmeln oder wie die Holztauben dem Publicum vorgirren.»

«Sie zerreissen mir das Herz durch Ihre Worte.»

«Sie selbst sind ja allein daran Schuld.»

Sie dachte einen Augenblick mit sehr bewegter Miene nach. Es gefiel ihr, so zu thun, als ob sie sich in der Schlinge hätte fangen lassen. Vielleicht war sie auch wirklich darin gefangen. Jedermann hat Anfälle von Aufrichtigkeit. Sie warf die Franzen ihrer Mantille zurück auf die Gefahr hin, einem einzelnen am Morgen sehen zu lassen, was sie des Abends aller Welt zeigte. Dann sprach sie in entschlossenem Tone:

«Ich will Sie retten. Ich habe ein Mittel gefunden.»

«Werde ich das Bild erhalten?»

«Noch mehr als das! Doch sind Sie es nicht allein, für den ich es thue. Auch Hans Hammer hat mit diesen Kleinigkeiten nichts zu thun, denn er ist ein Genie! und das Morgen wird ihn über das Heute trösten. Nein, ich thue es um Friedrich II. selbst willen. Er gefällt mir. Es dauert mich, dass er vom Schicksal so vernachlässigt wird. Der Tropf, sagt man.

Ich will Ihnen beistehen, aus ihm einen ordentlichen Mann zu machen. Pfui über diesen weibischen Menschen! Ist er der König der Republik des Platon? Will er wie ein König von Athen leben; nun wohl so soll er das im Zeitalter des Pericles sein, ich werde ihm Aspasia liefern.»

«Ich verstehe Sie nicht mehr», sagte der Fürst.

«Sie werden mich schon noch verstehen!» versetzte sie so aufgeregt, dass sich selbst ihre Wangen ein wenig färbten. «Ich will es bewirken, dass man am Hof zu Nonnenburg in einem Monat frivol und leichtfertig denkt, zu Nonnenburg, wo man jetzt lebt wie in einem Kloster, und die Augen vor den Damen niederschlägt, damit man sie nicht zu sehen braucht. Ihr glaubt, dann gehört eine neue Mona Khans, die ohne Tricots tanzte und Eure buntmützigen Studenten durchpeitschte? Ich will das ganze Königreich auf den Kopf stellen. Die Königin-

Mutter wird wüthend werden. Desto besser, denn sie ist hässlich. Sie hatte schon in ihrer Jugend ein altes Gesicht. Sie wird sich dadurch trösten, dass sie mit dem Ministerrath Sitzungen abhält. Treiben Sie nur Politik, gnädige Frau, wir wollen uns etwas mit der Liebe beschäftigen. Aber was rede ich da. Ich sah Sie gar nicht mehr. Ach das wird herrlich, vortrefflich, einzig sein! Ich sehe schon die betrübten Gesichter Eurer griesgrämigen Beamten, wenn die junge Königin vorüberfährt, von sechs weissen mit Reiherfedern geschmückten Pferden gezogen. Sie werden aber doch zu ihrem Lever des Morgens gehen.»

«Wollen Sie nach Nonnenburg gehen?» fragte Fürst Flédro.

«Unverschämter!» sagte sie. «Sehen Sie mich doch nur an: ich bin hässlich... alles Knochen, keine üppige Figur und ein verbrannter Teint. Das ist gut für abgefeimte Leute. Unschuldige pflegen Riesen zu lieben. Ausge-

hungerte wollen grosse Bissen haben. Leute, die keinen Appetit mehr haben, essen gern Becassinen. Ich wurde stets nur von Leuten in den vierziger Jahren geliebt. Die Erfahrung wählt, die Naïvität nimmt alles, wenn man ihr nur genug giebt. Mein Vorschlag ist grossartig und aussergewöhnlich. Die Augen, die nicht gewohnt sind, zu betrachten, werden sehen lernen. Die Tugend Ihres Königs ist eine Mauer; ich rathe Ihnen zu einer Katapulte.»

«Nun worin besteht denn Ihr Vorschlag?»

«Sie sollen es gleich wissen!»

Aber sie hielt ein. Aus dem Nebenzimmer ertönte eine Stimme: Närrin, ich bin aufgestanden!

«Ah, Sie hören,» sagte die Gräfin, «dass man mich ruft. Ich habe keine Zeit mehr, Ihnen die Sache auseinander zu setzen. Nur noch ein Wort zum Schluss. Gehen Sie morgen in die italienische Oper. Hören Sie gut zu, geben Sie Acht und suchen Sie zu begreifen.

Es ist dies ein grosser Verdienst, den ich Ihnen erweise. In die italienische Oper, sage ich. Man giebt La Traviata. O, es ist schrecklich! Aber es handelt sich um die Schauspielerin. Wenn Sie klug sind, werden Sie Theaterintendant in einem Monat und Premierminister in einem Jahr.»

Sie verschwand und liess die Thür halboffen, vielleicht mit Absicht. Man vernahm durch dieselbe die leise geflüsterten Worte:

«Du bist ein Ausbund! Aber sie gleicht mir nicht ganz.»

«Doch, doch, sie gleicht Ihnen, und dann wird die Erinnerung der Illusion zu Hülfe kommen.»

«Du glaubst, dass...»

«Lassen Sie mich nur handeln. Es ist so sehr leicht, geliebt zu werden. Man hat die Ehre und das Vergnügen, nicht die Langeweile. Wir wollen am Abend darüber sprechen.»

Er hörte von dem nichts. Die Soubrette erschien wieder mit einer Miene, die anzeigte, dass es Zeit sei, sich zu entfernen. Er ging fort. Er war rathlos, da er das Ganze nicht recht begriffen. Trotzdem holte er sich ein Sperrsitz-Billet für die Wiederholung der «La Traviata» in der italienischen Oper.

IV.

HINTER den Coulissen, im Foyer und vor den Kammern der Schauspieler ertönte gebieterisch die Glocke des zweiten Regisseur, wie das Bellen eines Hirtenhundes, der die Heerde zusammentreibt. Die ganze Truppe erschrak. Die Bühne war schwach erleuchtet und durch das runde Loch des bewegten Vorhangs zeichnete sich ein ovaler Lichtfleck ab, der die Bretter hinauf- und hinabeilte oder verdunkelt wurde durch Maschinisten in blauen Blousen, die Stühle auf dem Kopf oder einen Fauteuil auf der Schulter hin und her liefen und sich selbst stets im Wege waren. Auf dem Corridore stiessen sich die Theaterschneiderinnen, den

Kopf nach hinten geworfen, hoch bepackt mit wallenden Kleidern, gallonirten Anzügen mit langen Aermeln, mit Mönchskutten, Schwertern und Blumenhauben, unter den Armen staubige Körbchen mit nachgemachten Blumen schleppend. Auf den langen Wendeltreppen drängten sich Choristen und Choristinnen, Figuranten und Figurantinnen, die einen zu sehr geschminkt, die andern mit blauem Kinn — trotz der Verordnung, sich rasiren zu lassen, die im Foyer der Chöre angeschlagen war. Alle aber sahen in ihrem verschossenen Sammt und zerknitterten Atlas missmuthig und abgespannt aus.

Die Ankleidezimmer der Tenore ertönten von dem ewigen Gezänk mit dem Friseur. In anderen liessen sich die Sopransängerinnen in roth und schwarzem Leibchen, von knieenden Zofen die Stiefel schnüren, während sie selbst den Rücken dem Toilettespiegel zugedreht mit einem feinen Pinsel leicht über die Wangen fuhren, um dem Weiss der Perlen das Roth

des Zinnobers hinzuzufügen. So war es im ganzen Theater — Lärm an den Thüren, Knarren der Thürangeln, Gepolter stürzender Leute, Rauschen von Seidenkleidern, Geflüster, Zurufe, Flüche, in der Ferne der Lärm des stimmenden Orchesters — dieses fieberhafte Hin- und Herlaufen, diese allgemeine Unordnung, die täglich der Schlacht der Vorstellung vorangeht und an den Untergang eines Schiffes denken lässt.

«Brascasson!»

«Schätzchen!»

«Hat man geläutet?»

«Bist Du taub?»

«Ich verliere den Kopf. Halt! Bin ich gut geschminkt?»

«Du bist zu blass. Viel zu blass. Bewahre Dir doch den Schwindsucht-Effect bis zum letzten Act auf!»

«Ich habe hierfür eine ganz besondere Masse bereitet, die Schwindsucht-Schminke. Aber Du

bist ja bei dem Auftreten im ersten Act betrunken: betupfe Deine Wangen mit Roth und verleih' Deinen Augen Feuer durch Poudre. So, jetzt ist's schon besser. Beiss Dich auf die Lippen, damit sie Farbe bekommen und aussehen, als seien sie von Wein und Küssen geröthet. So würde man nie glauben, dass Du von einem Gelage kommst. Jetzt ist es gut! Hast Du die Aermel Deines Hemdes betrachtet? Man sieht ja nur den Hals. Warum nicht ein geflicktes Kleid? Du verstehst es doch garnicht, Dich zu kleiden!»

Schlage das Hemd um und befestige es am Corset. Nimm Dich doch in Acht, Schafkopf! Du schrammst mich ja mit Deinem Ring.

Das Schätzchen war Gloriane Gloriani, die heute Abend in der italienischen Oper eine Gastrolle gab. Da sie von Madrid hergekommen war und einen grossen Ruf hatte, so war ihr das berühmte und von allen Primadonnen sehnsüchtig verlangte Fremdenzimmer zur Verfügung

gestellt. Dasselbe hatte schon die grosse Alboni sich als Arsace und die niedliche Patti als Rosine ankleiden sehen. Vor dem hohen Toilettespiegel, zwischen zwei hellen Gasflammen, in der Mitte einer Menge unordentlicher Morgenröcke und fortgestossener Kleider, stand sie, noch ziemlich jung, gross, bleich und stark, wie ein Triumphator da. Zur Hälfte nackt verbargen sie fast ihre langen röthlichen Haare. Brascasson war der Friseur und Schneider der Gloriane. Ein altes, hässliches, winziges Kerlchen mit kleinen Augen, die fortwährend thränten. Das Nasenbein war bei irgend einem früheren Abenteuer zerschlagen, die Stülpnase ganz voll Tabak gestopft.

«Jetzt das Kleid!» sagte sie, indem sie mit beiden Händen die Falten des Rockes auf den Hüften glatt strich. «Wo ist es denn? Du hast es wohl im Koffer gelassen. Es wird in einem schönen Zustande sein. Schnell! Soll ich das vielleicht anziehen?»

Brascasson zog aus dem Koffer eine meergrüne Robe von Atlas mit Tüllbesatz, der sich unzählige Male um dieselbe herumwand.

«O weh!» sagte er verdutzt.

«Das ist garnicht mein Kleid!» schrie sie.

«Das ist auch Dein Koffer nicht.»

«Du hast wieder irgend eine Dummheit begangen.»

«So schimpf doch nicht gleich! Ich habe heute Morgen das Costüm der Traviata eigenhändig in den Koffer gepackt und die Dienstleute bis zum Theater begleitet.»

«So geh', lauf', ruf', erkundige Dich. Der Portier wird sie verwechselt haben. Man hat diesen Koffer anstatt des meinigen heraufgebracht. Aber beeile Dich, Brascasson, man läutet ja schon!»

Er lief fluchend davon. Bald kam er zurück, eine Schneiderin vor sich herstossend und sagte zu Gloriane, noch ganz athemlos: «Das ist unerhört!»

Die Schneiderin erklärte, dass Dienstleute in der That einen Koffer für Madame Gloriani zum Theater gebracht hätten. Bald darauf sei jedoch ein reich galonnirter Diener mit einem grossen Koffer gekommen. Er habe gesagt, Madame habe sich geirrt, den ersten Koffer wieder mitgenommen und angeordnet, dass man den, welchen er gebracht, sofort in das Zimmer des Gastes schaffen solle.

«Man hat uns einen Possen gespielt!» schrie Brascasson, bleich vor Zorn.

«Um mich zu verhindern, aufzutreten.»

«Du wirst auftreten, und müsstest Du es ganz nackt thun!»

«Lauf in's Hôtel! Bring mir ein anderes Kleid. Das hier geht nicht. La Traviata muss in modernem Kostüm gespielt werden.»

«Dazu ist keine Zeit mehr. Horch! Die Ouverture hat begonnen und Du musst im ersten Act auftreten!»

Die Gloriani, die noch halbnackt vor dem Spiegel stand, ballte die Faust, rollte die Augen vor Wuth und biss sich mit den weissen Zähnen die Lippen wund. Er rannte halb wahnsinnig hin und her, stiess die Stühle um, fuchtelte mit den Händen herum, schnitt Gesichter, fletschte die Zähne und benahm sich wie ein wildes Thier.

Ein Theaterdiener lief durch die Gänge und rief: «Auf die Bühne, meine Damen!» Der Vorhang ging auf, La Traviata musste, erhitzt vom Lachen und vom Weinen, in der Mitte der erstaunten Gäste einen Toast singen, einen goldenen Becher in der Hand.

Die Schneiderin schlug vor, nach dem Magazin zu laufen und von den Kleidern für die Statistinnen eins auszusuchen . . . Ein abgelegtes, altes Kleid für die Gloriani! Brascasson hätte die Schneiderin erdrosseln mögen.

Man hörte die Chöre singen. Der erste Regisseur öffnete die Thür halb, rief: «Madame, es ist Zeit» und verschwand wieder.

«Ich bin verloren!» sagte die Gloriani.

Donnerwetter! fluchte Brascasson, mit der Faust eine Vase auf dem Kamin zertrümmernd.

Der Gesang der Chöre wurde lauter. Es war die Melodie, an deren letzten Accord sich das Auftreten der La Traviata schliesst.

Der Director selber — ein altes kleines Männchen — stürzte in das Zimmer.

«Was ist los? Sind Sie närrisch? Sie versäumen ja Ihr Auftreten.»

«Ich spiele nicht. Man hat meinen Koffer gestohlen. Lassen Sie es verkünden.»

«Nein!» schrie Brascasson.

Er ergriff die meergrüne Robe von Atlas und die Tüllröcke, warf sie Gloriane über und stiess sie auf den Corridor. Auf dem Wege zog er sie an und befestigte die Taille, während sie die Aermel zurechtzupfte. Er bauschte den Besatz auf der Treppe zur Bühne, stiess sie vor sich her, und da er keine Zeit mehr hatte, das Leibchen zu schnüren, sagte er ihr: «Du

bist nackt, Du wirst herrlich erscheinen!» Mit einem Schlag auf den Rücken schob er sie auf die Bühne vor.

Dann taumelte er gegen eine Säule, liess sich auf einen Stuhl sinken, der dort zufällig stand, und ächzte wie ein Stier.

Sie dagegen, sobald sie die Bühne betrat, lief zu dem Tisch, erhob den Becher und sich an die Noten des Orchesters klammernd, liess sie ihren Gesang wild und triumphirend erschallen.

Ganz entstellt, mit fliegendem Haar, nur halb angekleidet und ganz weiss durch den hellen Lichtschein sah sie aus wie eine rasende Bacchantin. Der Schreck, die plötzliche Einwirkung des hellen Lichts, das Bewusstsein sich plötzlich von tausend Augen scharf beobachtet zu sehen, berauschte sie vollständig. Sie stürzte sich in die Tonwellen, wie man sich wohl in die Flammen stürzen mag, ausser sich, rasend, mit voller Entfaltung ihrer Stimme und ihrer ganzen Schönheit!

Im Zuschauerraum herrschte zuerst Todtenstille, man war augenscheinlich frappirt. Dann aber, als sie die letzte Roulade schmetternd gesungen, brach plötzlich ein donnernder, enthusiastischer Applaus los. Brascasson zitterte vor Freude auf seinem Stuhl und murmelte: Bravo, Schätzchen!

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter; es war der Director.

«Merkwürdig,» sagte er, «ganz gegen die Ueberlieferung. Aber herrlich.»

«Das wollte ich meinen!» schrie Brascasson.

«Der Erfolg ist sicher. Aber Sie spielen ein gefährliches Spiel.»

«Was für ein Spiel.»

«Erfolg; aber Scandal wird's geben. Die hohen Herrschaften sind nicht zufrieden. Der Hofmarschall runzelte die Stirn und drehte an seinem Schnurrbart mit einer Miene, die nichts Gutes bedeutet. Verflucht! Und ich hänge von ihm ab. Er ist Minister der schönen

Künste. Die Gräfin von Soïnoff lachte aber, als ob sie sich wälzen wollte.»

«Ach was», antwortete Brascasson. «Wegen eines schlecht geschnürten Leibchens. Was wollen Sie überhaupt. Wir können nichts dafür.»

«Es handelt sich nicht nur um das Leibchen, sondern um die ganze Toilette. Wahrhaftig! Es ist stark, es ist unerhört.»

«Ich verstehe das gar nicht», sagte Brascasson.

«Nun sehen Sie nicht, wem die Gloriane gleicht?»

«Wem denn?»

«Spielen Sie auch noch den Unschuldigen? Der Königin, zum Teufel. Und Sie haben sich gesagt: Wir wollen das benützen? Ich tadle Sie nicht. Aber Sie sind doch etwas zu weit gegangen. War es nöthig, dass sich Gloriane genau so kleidete, wie die Königin vorgestern Abend bei dem Ball im pompejanischen Hause?»

Brascasson riss seine kleinen Augen weit

auf. Sein Erstaunen konnte unmöglich erheuchelt sein.

Der Director hielt ihm ein Zeitungsblatt vor die Augen und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle. Brascasson las:

Ihre Majestät trug ein meergrünes Atlaskleid ohne Aermel, dessen kurze Schleppe hier und dort durch Meerblumen zusammengenommen...

Er liess das Blatt sinken.

«Schwerenoth!» rief er aus, «was soll das sein?»

V.

BRASCASSON, Friseur der Frau Gloriane Gloriani, hatte eine Vergangenheit, die zu erzählen wohl der Mühe werth ist.

Eines Abends ging ein Unteroffizier der Garnison von Toulouse — es ist schon viel Zeit seitdem verflossen — am Kanal nicht weit von der Statue Rignet's spazieren. Da ertönte in der Stadt, auf dem Capitolplatz, das Retraite-Signal. Der Unteroffizier setzte seinen Weg mit einer gewissen Selbstbefriedigung fort. Er hatte Erlaubniss, bis zehn Uhr zu bleiben. Ausserdem erwartete er Fräulein Mion, ein Mädchen aus dem Land der Basken, die versprochen hatte, ihn nach dem Zubettegehen

ihrer Herrschaft zu besuchen. Sie kam. Keineswegs hübsch, dürr, mit schwieligen Händen, Barthaaren, einem schwarzen Muttermal im Mundwinkel, ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen, war sie so recht das, was man eine pikante Brünette nennt. Er gutmüthig und fröhlich, sie fast hässlich liebten sie sich gegenseitig in Ermanglung eines Besseren. Als sie sich gesetzt hatten, der Unteroffizier auf eine Steinbank, Mion auf die Knie des Unteroffiziers, drehte sie sich heftig um und sagte: «Horch!» Man hörte ein dumpfes Geräusch, als ob ein schwerer Gegenstand ins Wasser fiele. Gleich darauf sahen sie eine Frau laufen und sich in eine der Strassen stürzen, die zur Stadt führten. Der Soldat wollte erst das Weib verfolgen, da ertönte ein leises Wimmern vom Kanal her. «Ein Kind!» sagte der Unteroffizier. «O, ein kleiner Knabe!» schrie Mion. Sie näherten sich dem Ufer und beobachteten den Wasserspiegel. Ein Gegenstand schwamm in dem schwachen

Dämmerlicht des Abends auf der unbeweglichen Oberfläche — ein länglicher weisser Gegenstand. Es sah aus wie ein Korb mit Wäsche, dessen Geflecht man nicht sehen kann. Von dort kam das Wimmern. Da diese Art von Kahn ein wenig entfernt vom Ufer schwamm, konnte es der Unteroffizier leicht mit seinem Säbel erreichen und an sich heranziehen. Es war in der That ein Korb und darin ein kleines Wesen, nackt, ganz mit Wasser bespritzt, das sich schreiend krümmte und seine kleinen Fäuste vor den offenen Mund drückte. Seine ganze Haut war faltig, wie bei einem alten Apfel. O über das hässliche kleine Ding! sagte Mion. Es sah scheusslich aus. Aber alle Frauen haben ein gewisses Mitleid mit neugeborenen Kindern. Da ist auch nicht eine, die nicht sofort bei dem Erblicken eines Kindes Regungen der Mutterliebe fühlt. Der Unteroffizier zeigte mehr Kälte. «Wir wollen es zur Polizei tragen», sagte er. Er war aber sehr ärgerlich, dass er in seinem

Rendez-vous gestört war. Die Frau hätte das Kind ebenso gut etwas weiter entfernt in's Wasser werfen können. Es ist langweilig mildthätig sein zu müssen, wenn man nicht viel Zeit hat.

Man stellte Untersuchungen an und entdeckte die Mutter. Ein armes, altes Weib aus der Gartenstrasse. Des Abends steckte sie im weissen Morgenrock, dicke, rothe Schminke auf den Backen, den Kopf durch die halbgeöffneten Läden ihres Zimmers im Erdgeschoss und machte den Vorübergehenden Zeichen, Leuten, die blaue Blousen oder rothe Hosen trugen. Die Studenten wollten sie nicht mehr, weil sie keine Haare mehr hatte und ihre Zähne fehlten. Die Vergangenheit dieses erbärmlichen Wesens? Sie hatte sie vielleicht selbst vergessen. Gewöhnlich haben solche Mädchen keine Kinder — das Schicksal hat Mitleid mit ihnen. Sie hatte eins, obwohl sie schon vierzig Jahre alt. Und der Vater? Wer kannte ihn? Eines Abends fragte jemand einen kleinen

Knaben, das Kind einer Statistin: Was machst Du denn des Abends, mein kleiner Junge? Und das Kind antwortete: Des Abends bringt mich die Mama in das Bett und dann besucht sie den Papa.» Einen solchen Vater hatte auch das neugeborene, in den Kanal geworfene Kind. Als man die Mutter fragte, gestand sie ihr Verbrechen sofort ein. Sie empfand keine Reue über ihre That. Diese schwarze Seele kannte keine Gewissensbisse. Das Gewissen ist kein Licht, das aus mehreren Flammen leuchtet und von denen einige noch Licht geben können, wenn die andern schon erloschen sind. Nein, es erlischt ganz und auf einmal. Nur als man ihr erzählte, dass ihr Sohn gerettet sei, sagte sie: «Schade, das ist nur noch schlimmer für ihn.» Sie wurde vor Gericht gestellt und zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Sie starb im Gefängniss zu Nîmes. Der kleine Knabe wurde in das Findelhaus gebracht und starb nicht, weil er, obgleich schwächlich, ein zähes Leben hatte.

Er wuchs und wurde je grösser, desto hässlicher, weshalb die barmherzigen Schwestern ein Vorurtheil gegen ihn fassten. Von vier Jahren, einem Alter, wo andere Kinder immer fröhlich sind, war es schwächlich, kränklich, mürrisch und stand stets versteckt in dunklen Ecken, als ob er mit dem Kopf durch die Wand wolle. Immer hatte er schlimme Augen und Schorf auf den Lippen. «Es liegt im Blut», sagten die Schwestern. Im Blut, in der That. Das unschuldige Kind, Sohn eines vorübergehenden Rausches und einer Dirne, hatte die Krankheit des Lasters geerbt. Deswegen hassten ihn die Frommen. Was hätte Mitleid hervorrufen sollen, das verursachte den hartherzigen Jungfrauen Schrecken. Diese Flechten waren ihnen die Verworfenheit der Mutter, die zu einem Geschwür geworden. Sie misshandelten die Prostituirte in dem kranken Krüppel und glaubten damit ein frommes Werk zu thun. Sie meinten so Gott zu rächen und die Sünde zu strafen.

Er wunderte sich natürlich, wenn er geschlagen wurde, da er nicht begriff, aus welchem Grunde man ihm weh thäte wegen seiner Krankheit.

Da geschah es, dass ein Sattler einen Lehrling brauchte und ein Kind vom Hospital erbat. Man sagte ihm: «Wollen Sie den Brascasson?» Brascasson war der Kleine, den man stets schlug und nicht leiden mochte. Er hatte niemals erfahren, weshalb man ihm diesen Namen gegeben. Thatsache ist, dass man ihn vom Tage seiner Aufnahme in das Hospital so genannt hatte. Der Sattler antwortete: «Den oder einen andern.» Man zog es vor, sich dieses «faulen Fleckens» zu entledigen. Der Mann schnitt zuerst ein Gesicht, als er den schwachen, kranken Knaben mit den schlimmen Augen und dem Ausschlag auf dem Kopfe sah. «Ach was» sagte er dann, «der Geruch der Thierfelle ist gut für die Gesundheit. Das wird ihn gesund machen.» Er führte ihn mit sich fort, nachdem er ihm, wie zum Spass, ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben.

Brascasson war bisher stets geschlagen worden, aber er hatte nicht zu arbeiten brauchen. Jetzt musste er arbeiten, ohne dass die Schläge aufhörten. Das war hart für ihn. Stets Strafe nach der Arbeit anstatt der Belohnung, das ertödtete in ihm vollständig die geringe Kenntniss von Gut und Böse, die sich in ihm vielleicht wie ein matter Strahl gezeigt hatte: Ein Licht kaum angezündet, das sofort wieder erloschen. Nach dem Erstaunen kam der Zorn und das Verlangen, auch anderen Böses anzuthun. Und er that Böses. Wenn der Meister den Rücken drehte, verdarb er sofort irgend ein werthvolles Fell und wenn man dann den Schuldigen suchte, bezeichnete er einen andern Lehrling, ein gutmüthiges Schaaf, der ihn ruhig reden liess, ohne ihn zu verstehen. Jetzt kamen ihm auch schmutzige Gedanken. Nicht nur sein Körper, auch seine Seele war vom Krebs angefressen. Eines Tags ging er durch die Gartenstrasse — er hatte einen Weg für seinen Meister zu machen

— und blieb plötzlich laut lachend vor einem Paar halboffener Fensterläden stehen, als ob er sie wieder erkannt hätte. Auch im Hause seines Meisters benahm er sich niederträchtig, brachte alles in Unordnung, ärgerte seinen Herrn, wo er nur konnte und freute sich über dessen Wuth, wenn er den Thäter nicht entdecken konnte. Das dauerte eine Zeitlang, bis es dem Meister zu viel wurde und er den Lehrling mit einem Fusstritt auf die Strasse hinauswarf. Vollständig logisch! Was mit Ohrfeigen begonnen, endete mit einem Fusstritt.

Fünfzehn Jahr alt, mager, mit kleinen Augen, mit braunen Lippen, grauem Teint durchwanderte er die Strassen in zerlumpter Blouse und durchgescheuerten Hosen. Bei dem Vorübergehen bei einem Bazar in der Apfelstrasse sah er einen grünen Kasten, um ihn herum Bürsten und Gefässe mit Stiefelwichse. Niemand war im Laden. Er näherte sich dem Kasten, fand ihn schön, fuhr mit der Hand über die Borsten

und steckte alles ein, ohne dass es jemand sah. Ohne Zweck, aus reinem Vergnügen am Stehlen; vielleicht um den Kasten zu verkaufen. Leicht wählt der Zufall den Beruf. Am andern Tage sass Brascasson auf einem Eckstein, Platz Lafayette, vor dem Hôtel Capont. Der ganz neue Kasten stand vor ihm und wurde allen Passanten angeboten: Brascasson war Stiefelputzer geworden!

Er war glücklich. Frei! keine barmherzigen Schwestern mehr, kein Meister mehr! Er wärmte seine mageren Gebeine in den Strahlen der Sonne, die den ganzen Platz hell und warm beschien, betrachtete den langen Schatten, den er auf dem Pflaster warf, gähnte vor Vergnügen, und unterbrach sein Dolce-far-niente nur um ein Paar staubige Stiefel zu putzen oder um die Geschichten anzuhören, welche sich die Kutscher erzählten, die sich mit der Peitsche in der Hand vor ihren ungeheuerlichen Fiakern gruppirten. Er lernte die Wollust der Faulheit

kennen: Das Träumen. Die zarten Erinnerungen seiner Jugend mussten es ausmachen. Zwei Sachen beobachtete er fortwährend: Einen gelben Theaterzettel, mit grossen schwarzen Buchstaben, der an das Hôtel angeklebt war, und diesem gegenüber einen Fensterladen, dessen Schaufenster mit langen Flechten decorirt war. Zwischen diesen drehten sich unaufhörlich zwei weiss und rosa geschminkte, tief decolletirte Frauenbüsten.

Das Theater und die Weiber!

Er betrachtete die Affiche mit weit aufgerissenen Augen, er sah die Buchstaben lebendig werden, sich bewegen und sich verwandeln. Obwohl er nie in einem Theater gewesen, stellte er sich nach gehörten Erzählungen, die vielen Lampen, die Kronleuchter, die gemalte Decke und die reichgeschmückten Sessel in den Logen vor. Auf der Bühne dachte er sich hohe schöne Wesen, welche die goldgeschmückten Arme zum Himmel erhoben, während dem

offenen Munde die schönsten Melodieen entströmten — mehr als Menschen, vielleicht Götter! Als seine Augen müde geworden, das Placat zu betrachten, und ihm die Namen der Schauspieler wie mit Feuer geschrieben vorkamen, streckte er sich im goldigen Sonnenschein lang aus, den Kopf auf den Kasten gelegt. Da glaubte er im Halbschlaf auf der vergötterten Bühne einen Jesus Christus zu sehen, mit einer Krone von leuchtenden Dornen, an ein Kreuz von Gold geheftet, und singend! Aber das Bild trug ein Lorgnon, wie der erste Tenor des Theaters, dem Brascasson einigemale auf dem Platz Lafayette die Stiefel geputzt hatte.

Auch Frauen sah er im Traum, aber sie glichen alle den angestrichenen Wachspuppen im Schaufenster des Friseur. Sie sangen und liessen über die kleinen Steine von Mosaik die langen Schleppen rauschen, Schleppen von Silber oder purpurrothem Atlas. Erwacht aus seinem Traum, betrachtete er wieder die gelben Affichen

und die endlosen Drehungen der Frauenbüsten. Dann rieb er seine Augenlider, kratzte sich hinter den Ohren und setzte sich gelangweilt auf seinen Kasten.

Eines Tages sagte er zu dem Tenor bei dem Reinigen der Stiefel: «Zwei Sous jeden Tag macht vierzehn Sous am Ende der Woche. Vierzehn Sous kostet ein Billet für den dritten Rang. Ich will Ihnen die Stiefel eine Woche lang umsonst putzen, wenn Sie mir ein Billet geben.» Der Tenor lachte laut auf, auf die Gefahr hin seine Stimme zu verderben, und sagte: «Liebst Du das Theater, Kleiner? Komm heut Abend zum Capitol. Nenne dem Portier meinen Namen und er wird Dich eintreten lassen.» Ausser sich vor Freude, so dass er auf dem Punkte stand, grossmüthig zu werden, goss Brascasson seinen ganzen Topf voll Stiefelwichse über die Schuhe des Tenor und putzte sie so blank, dass er in dem Spiegel von Firniss sich die beiden Puppen des Friseur drehen zu sehn glaubte.

Der wahren Bühne, den wahren Schauspielerinnen und wahren Schauspielern gegenüber blieb er kalt und wurde zuletzt traurig. Er sah kaum — bei manchen Seelen geht die Zerstörung der Illusion furchtbar schnell vor sich — den hässlichen Schmutz der Verzierungen, die allzu rothe Schminke der Weiber und das abgenutzte Flittergold auf dem Wamms des Tenor. Er, der paradiesisches Licht und himmlische Wohlgerüche erwartet hatte, bemerkte bald, dass die trüben Lampen übel rochen. Bei einem poetisch angelegten Kind würde die Liebe zum Traum die Wirklichkeit geläugnet haben, würde in dem Flattern der gekräuselten Gaze einen von Engelsflügeln verursachten Wind, in dem aufgelegten Roth der Wangen die frische Farbe der Jungfrau erblickt haben. Nein, als verkommener Bursche, der dem Erwachen seiner Mannbarkeit einen Traum verdankt hatte, begriff er sofort die ganze Wahrheit und billigte sie nach einem kurzen Anfall von Melancholie. Der Traum,

der eben auftauchte, löste sich im nächsten Moment ganz in Nachdenken auf. Brascasson war zu gut, oder zu schlecht, um etwas anderes, als die nackte Wahrheit zuzulassen. Er gewöhnte sich an dieselbe und mochte sie gern. Er kehrte fast alle Abende gegen Ende des Stückes in das Theater zurück, Dank der Contre-Marken, die er von gelangweilten Zuschauern erbettelte, indem er seine Cigarre hinter sich versteckte, um ein nobleres Aussehen zu haben.

Bald war er im dritten Rang zu Hause — er urtheilte über die Sängerinnen, liess Worte des Zweifels über den Baryton fallen, applaudirte und pfiff, mitunter auch, weil man ihn für Geld gedungen hatte zu pfeifen oder zu applaudiren. Als Haupt einer Reihe frecher Rangen, wurde er bald eine Art von Macht, mit der die Künstler verhandeln mussten. Er organisirte ebenso den Erfolg wie das Durchfallen eines Stückes. Die Abonnenten des Theaters kannten seinen kleinen, unansehnlichen, hässlichen Kopf

mit den halbgeschlossenen Augen, den er, das Kinn auf die Arme gestützt, unter dem Eisengeländer des dritten Ranges hervorstreckte. Wenn er ein Gesicht schnitt, so sagte ein jeder zu sich: Jetzt wird's Lärm geben. Gnädig war er nur den Schauspielerinnen gegenüber, obgleich er sich ärgerte, dass er nicht in den Orchesterlogen sass, wo man die leichten Mousselin-Röcke von unten sähe, oder auf den Stühlen für den Hof, wo man die Blicke bis in die Tiefen der Corsets versenken könne.

Aus dem Bummler war ein Schuft geworden. Eines Abends ging er über Platz Lafayette, sah die gelbe Affiche und die sich drehenden Puppen und blieb stehen — er schämte sich — zum letzten Mal. Bah, er riss das Placat herab, spuckte mit Achselzucken gegen die Fensterscheibe. Es war eben vorbei.

Er hielt sich hinter den Theatern, nahe am Eingang für die Schauspieler auf und besuchte oft die Vorhallen des Conservatoriums. Er ging

auf dem Trottoir herum, die Hände in den Taschen, die Blouse und das Hemd halboffen, und bot sich jedem an, sei es um ein Frauenzimmer zu verfolgen oder um Briefe zu besorgen.

Allmählig wurde er bekannt. Die Studenten, die Choristinnen liebten, wandten sich an ihn, zuerst schüchtern, denn sie glaubten, er bekleide irgend ein Amt. Man wusste, dass er sich bei dem Portier des Theaters gut stand. Er wusste sich den geheimnissvollen Anstrich zu geben, den Leute zu haben pflegen, die hinter den Coulissen verkehren. Wenn er mit einer Antwort zurückkam, so erwartete er, die Beine schlenkernd, das versprochene Geldstück, sodass ihn die jungen Leute verwirrt mit Erstaunen oder vielmehr Entsetzen betrachteten — ihn, der so ruhig das wunderbare Eden der Theaterwelt durchwandelt.

Eines Abends, als etwas Poudre deriz auf seinem Aermel lag, rief er auf französisch,

denn das Plattsprechen hatte er aufgegeben: «Wahrhaftig. Sie haben mich umarmt.» Von der Zeit an wurde er beneidet. Dies schmeichelte ihn und bestärkte seinen Ehrgeiz. Durch Intriguen wurde er Figurant und wenig später Chorist, weil er etwas Stimme hatte. Da konnte er nun selber ein Wamms mit Gold- und Silberstreifen tragen. Wenn er nahe dem Zuschauerraum stand, so machte er sorgfältig, die Faust in die Seite gestemmt, graciöse und stolze Gesten. Dank eines grossen Bartes, den er aus dem Zimmer des zweiten Bassisten gestohlen, um die Hässlichkeit seines Gesichtes zu verbergen, war er sehr beliebt bei den Grisetten — damals gab es noch Grisetten in Toulouse — die man Sonntags auf den Klappsitzen des zweiten Ranges erblickte. Er hatte die Ehre, Commis mit sehr schönen Cravatten und selbst Second-Lieutenants vorgezogen zu werden. Auch im Theater selbst hatte er Abenteuer. Mit den Augen blinzelnd, die Nase rümpfend zeigte er

seine Lüsternheit, machte alberne Spässe und warf mit Redensarten um sich. Das alles gefiel aber den Figurantinnen, Dirnen, die für den Abend 25 Sous erhielten. Auch verstand er es die Länge der Zwischenacte oder ein zufälliges Antreffen beim Entkleiden zu benützen. Er fasste sie um die Taille, ihnen etwas ins Ohr flüsternd, oder er steckte seine Finger in die Maschen des Corsets. Wenn dann die Klingel des Regisseurs auf den Gängen ertönte schüttelten sie sich unwillig und sagten: «Wie schade!» Er aber strich seinen Bart vor dem Spiegel zurecht, während sie in aller Eile die Taillen zuschnürten, in denen sie als Schweizerinnen oder Ehrendamen auftreten sollten. So gewann er sie eine nach der andern, alle, auch die alten, nur der Anzahl halber. Er war eine Art von Don Juan zwischen diesen hässlichen und schmutzigen Dirnen.

Dennoch liess ihn die Sorge um diese Vergnügen nicht seine Interessen vergessen. Ver-

liebt, aber auch sehr praktisch, diente er weiter als Unterhändler, übte aber sein Handwerk in höheren Ständen aus. Einem Studenten eine Choristin empfehlen, pfui! Das ist gut genug für die schuftigen Freunde des Portier, die des Abends am Eingang der Schauspieler herumlungern. Die Zeit war fern, wo er Scheidemünze für seine guten Dienste empfing. Er bemühte sich nur noch für Goldstücke. Einen Brief in der einen Tasche, ein Schmuckkästchen mit einem Ring in der andern, lauerte er den ersten Sängerinnen auf, wenn sie aus ihren Zimmern kamen, folgte ihnen, machte ihnen Zeichen und flüsterte ihnen hinter den Thüren etwas in das Ohr. Er wurde ein allgemein bekannter Specialist. Er war der thätige Vermittler zwischen der Ausschweifung der Gesellschaft und der Prostitution der Bühne. Man wusste, dass man sich an ihn zu wenden hatte. Er nahm eine fast officielle Stellung ein. Beim Beginn der Theater-Saison präsidirte Herr

Brascasson mit einer gewissen, wohlbezahlten Unparteilichkeit, bei der Vertheilung der schönen Mädchen unter die «Herren» in der Stadt. Er gewann viel und legte viel erspartes Geld zurück, da er nie einer Figurantin auch nur ein baumwollenes Tuch oder einer Grisette aus dem Polygone-Viertel ein Kirschen-Bouquet bezahlt hatte. Das ging derart weiter, dass man ihn eines schönes Tages — er war damals 25 Jahr alt — unter den Bäumen des Platzes Lafayette zur Stunde der Concerte spazieren gehen sah. In feinem Ueberrock, schwarzem Hut, Ringe an den Fingern, eine grosse goldene Kette auf der Weste und mit einem feinen Bambus-Stöckchen spielend, promenirte er zwischen den Reihen der glänzenden Wagen und Carossen.

Das Glück blendete ihn. Sein Hochmuth kannte keine Grenzen mehr. Er vernachlässigte seine Theatervorstellung, die ihm zu viel Zeit raubte, und betrieb sein eigentliches Geschäft

immer weniger. Er erweiterte den Kreis seiner Bekanntschaften, vertrug sich mit den Studenten, die er durch sein Geschwätz unterhielt, und drängte sich in die aristokratische Gesellschaft. Zu allem bereit, nichts von der Hand weisend, kannte er alle Restaurationen, wo man gut isst, und alle Orte, wo man schlecht liebt. Von Niemandem wurde er in der Bestellung von Gastmahlen oder in der Auswahl von Mädchen übertroffen. Ausgezeichnet um mürrische Gläubiger und erzürnte Weiber zu beruhigen, oft familiär aber immer folgsam, fast ein Freund, jedenfalls ein guter Bedienter, bisweilen in feinen Restaurationen speisend, dann wieder in elenden Kellern seine Mahlzeit nehmend, immer bereit als Secundant zu dienen und die Stiefel am Tage des Duells zu putzen — nebenbei mit dem eigenthümlichen Instinct begabt, sich immer dort einzufinden, wo man ihn gerade brauchte — wurde er bald das unentbehrliche Factotum der Ausschweifung einer ganzen Stadt.

Er hatte das Glück, zwei würdige Verbündete zu haben: Minuche und Filouse.

Minuche, gross, mager und verwachsen — er sah aus, wie eine lange Latte, in die man einen Knoten gemacht — war einer von denen, die Geschäfte machten. Was für Geschäfte? Man wusste es nicht recht. In Wahrheit diente er als Agent bei einem Banquier, der kleine Summen bereitwillig an junge Leute in der Verlegenheit lieh — natürlich gegen fünfzig Procent Zinsen.

Filouse, alt, zerlumpt, schmutzig, mit einer Hängelippe und thränenden Augen, halbverrückt, ewig eine Melodie vor sich hersummend, verkaufte Schnürsenkeln und englische Nadeln in den Cafés der Studenten. Aber niemals verkaufte er ein Paquet Nadeln oder auch nur einen Schnürsenkel! Dafür kannte er aber alle Adressen der Mädchen, die Grisetten noch nicht waren, oder eben geworden waren. Wenn er seine Sachen auf dem Tisch ausgebreitet, so

flüsterte er denen, die ihm Vertrauen einflössten, leise ins Ohr: «Ein kleines Ding von vierzehn Jahren, die Augen so rein wie Rosenwasser. Und man kann sich mit der Familie verständigen. Gar nicht theuer. Wenn etwas passirt, heirathet sie ein Cousin.»

Brascasson, Minuche und Filouse — verschiedene aber harmonirende Kräfte — ergänzten sich wunderbar, und bildeten, einer durch den andern unterstützt, ein vollständiges Ganzes. Specialität von Brascasson: Die Schauspielerinnen. Specialität von Filouse: Kleine Mädchen. Specialität von Minuche: Das Geld, das ebensogut in den Dachstuben, wie in den Boudoirs gebraucht wird. Daher waren auch ihre gemeinsamen Einkünfte beträchtlich.

Aber Brascasson, geblendet durch den Erfolg, stürzte sich in seine Abenteuer. Der Träumer war vielleicht noch nicht ganz in ihm erstorben. Er erdachte grosse Unternehmungen, gründete Café-concerts, und beabsichtigte in

einem Gehölz vor den Thoren der Stadt grosse Volksfeste zu arrangiren, wo man unter den Bäumen trinken und tanzen sollte.

Ueberall waren Trinkbuden aufgestellt und Tische für die Saucischen - Händler angebracht. Russische Rutschbahnen führten in ihren Wägelchen mit schwindelnder Schnelligkeit schreiende Grisetten und ihre lachenden Liebsten dahin. Auf Gerüsten standen Musikbanden in Husarenuniformen und bliesen in fürchterlichen Tönen ihre gräulichen Melodien. Ferner Somnambulen-Wagen, Gauklerbuden, Kraftmänner, die mit Centnern spielten, Seiltänzer mit einer kolossalen Balancir-Stange in der Hand, Caroussels, kurz es war wie ein grosser Jahrmarkt.

Trotzdem verhielt sich das Volk im allgemeinen kühl: Brascasson kam nicht auf seine Kosten. Erst Geldverlegenheit, dann Executoren, Process, Banquerott. Er hatte Geld von

Minuche geliehen und dieser hatte alles bis auf das Kleinste verkaufen lassen.

Er hoffte sich dadurch zu entschädigen, dass er in einer Schenke vor der Stadt eine wöchentliche Réunion gründete, die er genial «Bal Bathyle» benannte. Man trug dort die Chlamys — nicht immer. Anfangs glückte das Unternehmen, da eine grosse Anzahl von Anacreonten dawaren. Aber das Geheimniss wurde schlecht bewahrt und die Polizei kam hinter die Sache. Dann tauchte auch das Gerücht auf, dass Gärtner eines Morgens auf dem wenig befahrenen Weg hinter der Schenke einen erdrosselten jungen Mann gefunden hätten, die Schlinge noch um den Hals geschlungen. Zum Glück für Brascasson bezeichnete das Volk den Oheim des Prefecten, einen sehr ehrenwerthen Greis, als den Thäter. Der Gerichtshof fragte den Justizminister telegraphisch um Rath und dieser antwortete in chiffrirter Depesche: Schweigen Sie die Sache todt. Nur wurde der

Unternehmer der athenischen Ballfeste aufgefordert, die Stadt und Frankreich zu verlassen. Minuche und Filouse begleiteten ihn, mit Thränen in den Augen, zum Bahnhof. Er reiste nach Spanien, eingedenk eines Freundes, der nach einem Banquerott in Pampelona eine Discontbank gegründet. Er rechnete auf diesen Freund: Jedermann hat seine Illusionen. Als er sein Billet genommen, sagte er: «Jetzt habe ich keinen Pfennig mehr!» und bat Minuche um einen Louisd'or. Der hatte jedoch unglücklicherweise seine Börse vergessen. Filouse gab Brascasson schluchzend zwei Franken, damit er sich wenigstens etwas Taback kaufen könnte.

In Pampelona fand der Verbannte seinen Freund nicht, denn der Banquerottirer war als Falschmünzer verurtheilt. «Donnerwetter!» fluchte Brascasson, «soll ich Hungers sterben, ich?» Er hatte jedoch Minuche und Filouse belogen: er besass noch 200 Franken, aber das war wenig genug. Er irrte durch die Stadt,

betrachtend, horchend, versuchend, ob er bei den ihm unbekannten Sitten nicht die Möglichkeit zur Anlage eines Geschäftes fände. Er war soweit, dass er keine Beschäftigung zurückgewiesen hätte, selbst eine ehrliche nicht. Aber Pampelona hatte ein verschlossenes, verdriessliches, fast feindliches Aussehen. Die grauen, düsteren Façaden hielten ihre Läden geschlossen, die Thüren öffneten sich selten und schlossen sich schnell. Er ging auf das Gerathewohl. Auf dem grossen, viereckigen Platz, der mit Säulengängen umgeben und mit steifen kleinen, in gleichen Zwischenräumen gepflanzten Bäumen geziert war, kein Leben, kein Verkehr. Kaum drei oder vier schmutzige, schlecht bekleidete Kinder liefen herum. Auf einer steinernen Bank lag in eine alte Decke eingehüllt ein Mensch, der mit geschlossenen Augen den kerzengerade in die blauen Lüfte steigenden Rauch seiner Cigarette beobachtete. Es war still, wie auf einem Friedhof. Niemals

ertönte das Rollen eines Wagens — selten das leise Geräusch eines langsam dahinschleichenden Schrittes. Nur an der einen Ecke des Platzes, in der Tiefe des einen Bogens, war es lebendig. Es war ein Barbierladen, angefüllt von vielen Menschen. Ohne Zweifel war dort der Versammlungspunkt des Lebens der ganzen Stadt. Brascasson wollte diesen Laden später beobachten. Jetzt irrte er durch die todtenstillen Strassen weiter fort, die höchstens eine Dienerin, das kupferne Wasserbecken auf dem Kopf, langsam durchschritt.

Plötzlich blieb er wie geblendet stehen. Vor ihm im Sonnenschein, alles von einer wunderbaren, warmen, intensiven Röthe bedeckt, die die Augen blendete, wie ein plötzlicher Bluterguss.

Brascasson sah genauer hin. Der ganze Markt war voll von grossen, hohen Haufen spanischen Pfeffers, die Hauptspeise der armen Leute im Norden Spaniens. Hinter den auf-

gebauten Früchten sassen in Lumpen gehüllt die Verkäufer, und Weiber krochen dazwischen herum, hier und da handelnd und kaufend.

Wie die Sonne, die sich des Morgens am Horizont aus dunkel gefärbten Wolken erhebt, so stach von allem dem Roth eine Frau mit bleichem Gesicht ab. Gross, blass, mit langen rothen Haaren ging sie wie leuchtend einher mit der Miene einer Fornarina — blendend goldig in all dem blendenden Roth.

Sie ging vorüber.

Er bemerkte, dass sich die Frauen bei ihrem Nahen abwandten, den Platz verliessen und sich mit den Händlern hinter den Haufen spanischen Pfeffers verbargen; der Platz erschien verödet und tiefe Stille herrschte.

Sie stand einen Augenblick still, ein Zucken der Verachtung umspielte ihre rothen Lippen. Dann durcheilte sie den Markt mit einer Miene der Geringschätzung und des Misstrauens.

Sie entfernte sich.

Er folgte ihr erstaunt.

Er sah nur noch die schweren Franzen der Haarflechten.

Er bemerkte bald, dass sich alle Leute von ihr entfernt hielten. Kein Mensch stand in der Hausthür, wo eben noch drei alte Weiber geschwatzt hatten. Man hörte das dumpfe Geräusch von zugeschlagenen Fensterläden. Ein altes, schmutziges Frauenzimmer mit grauen Barthaaren am Kinn stürzte sich auf einen kleinen Knaben, der in der Mitte der Strasse spielte, und lief mit ihm davon. Eine Dienerin schüttete aus einem Fenster der zweiten Etage gerade vor der Vorübergehenden einen Korb mit Schmutz aus.

Das grosse schöne Weib setzte seinen Weg langsam fort; sie blickte nur ein wenig zu der Dienerin auf. Brascasson sah, dass sie immer noch so herausfordernd dreinschaute.

Stolz und einsam durch die erschreckte und düstere Stadt einherschreitend, glich sie einer

Königin, die am Tage nach einem Blutbad, triumphirend und voll Hass durch die Strassen ihrer Hauptstadt geht.

Bald bog sie in eine enge von hohen Mauern begrenzte Strasse ein, die zu den düsteren Wällen der Stadt emporführte. In der Mitte lag ein kleines, zerfallenes Häuschen, welches mit Stroh gedeckt war. Nirgends war ein lebendiges Wesen zu sehen ausser einer Schildwache, die am Horizont zwischen den Pfeilern einer Kettenbrücke stand.

Als das Weib vor dem kleinen Hause angelangt war, sah sie sich um und bemerkte Brascasson. Sie betrachtete ihn erstaunt und lachte laut auf. Dann sagte sie mit einer schönen sonoren Stimme:

«Bist Du hier fremd?»

Wie viele Leute des Südens verstand Brascasson die spanische Sprache, sprach sie auch etwas, wenn auch mit platten Worten vermischt. Dennoch antwortete er nicht sofort,

das schroffe Wort und das freche Dutzen hatten ihn verblüfft gemacht.

Sie fragte weiter:

«Franzose?»

Er erholte sich, denn er gehörte nicht zu denen, die, einmal erstaunt, lange Zeit keine Worte finden können. Er war an dergleichen Abenteuer gewöhnt.

«Franzose,» sagte er, «und mehr als ein Franzose, ich bin Gascogner.»

«Du bist mir gefolgt?»

«Gewiss. Jawohl.»

«Weshalb?»

«Weil Du schön bist.»

«Ja, schön, aber Du bist hässlich. Also ich gefalle Dir?»

«Weiss der Teufel,» rief Brascassòn.

«Nun, dann komm heute Abend», sagte sie mit schamlosem Lachen.

Darauf trat sie in das Haus ein und schloss die niedrige Thür hinter sich. Er blieb allein

auf dem Platze und betrachtete verdutzt das Haus, dessen Fenster soeben durch rothe Vorhänge verdeckt wurden. Wer war dies Weib, deren Schritten Oede und Stillschweigen vorangingen, wie vor dem Pestgespenst, das eine Stadt heimsucht? Warum hatte sie ihn so seltsam angelacht? Warum hatte sie gesagt: «Komm heute Abend?» Er liess seine Blicke herumschweifen, wie um Jemand zu erforschen, den er fragen könne. Nirgends ein lebendiges Wesen — ausser der Schildwache, die langsam zwischen den beiden Pfeilern der Zugbrücke auf- und abging. Er glaubte, dass der Soldat vielleicht die Bewohnerin des kleinen Hauses mit den rothen Fenstern kenne und ging auf die Zugbrücke zu. Die Langweile des Postenstehens macht zu Gesprächen mit den Vorübergehenden geneigt. Der Soldat liess sich nicht erst lange bitten, mit Brascasson eine Unterhaltung zu beginnen. Er bot ihm eine Cigarette an und erhielt eine Cigarre. Sie

waren schon die besten Freunde der Welt, da sagte Brascasson: «Sagen Sie mal, Kamerad, wissen Sie vielleicht, wer da unten in dem kleinen Häuschen wohnt?» Da wurde der Soldat ganz bleich und ging, wie wenn er schwer beleidigt worden wäre, mit gefälltem Bajonnet auf den Fremden los. «Den Teufel auch», dachte Brascasson und machte kurz Kehrt, da er nicht der Mann war, die Neugier bis zur Unklugheit zu treiben.

Darauf erinnerte er sich des mit Menschen gefüllten Barbierladens; dort würde er ja leicht Auskunft erhalten können. Brascasson kehrte in die Stadt zurück und ging auf den grossen Platz zu. Als er aber die Säulenhallen betrat, fühlte er sich sehr unangenehm berührt, denn der Laden war fast ganz leer. Es war nicht mehr die Zeit, in welcher sich die Bewohner von Pampelona die Haare und den Bart zurechtstutzen lassen und dabei die Zeitungen lesen. Der Barbier stand zur Seite des einzigen

Anwesenden, den er stillschweigend und mit grosser Achtung frisirte. Nichts desto weniger trat Brascasson ein und nahm auf die Einladung des Barbiers hin vor einem Spiegel Platz. Darauf verhielt er sich ruhig, da er etwas in Verlegenheit war. Weil er nicht wusste, wie er sich beschäftigen sollte, las er die Affichen der pariser Parfumerien, deren Goldborten in symmetrischer Weise die vier Wände des Zimmers schmückten. Er betrachtete auch den Herrn, der sich rasiren liess. Ein Mann von ungefähr 60 Jahren, mit einer grossen Platte, die von wenig grauen Haaren umgeben, von der Stirn bis fast zum Nacken reichte. Sein würdiges Aussehen und sein ganz schwarzer Anzug deuteten darauf hin, dass er irgend ein wichtiges Amt in der Stadt bekleiden musste. Etwas beunruhigt durch die Anwesenheit dieser hohen Persönlichkeit, beeilte sich Brascasson nicht, das Gespräch mit dem Barbier zu beginnen. Derselbe liess mit äusserster Geschick-

lichkeit das Rasirmesser über das ehrwürdige Kinn des Herrn gleiten und schien in diese Beschäftigung ganz vertieft zu sein. Er unterbrach sich nur, um mit einem tiefen Diener etwa zu sagen: «Wollen Don José die Güte haben und den Kopf etwas zurückbiegen?» oder auch: «Don José möge geruhen, mir zu erlauben, seine Nasenspitze in die Höhe zu heben?» Don José bog den Hals zurück und liess die Nase umstülpen, aber alles mit einem Lächeln gnädiger Herablassung. Endlich fasste sich Brasson ein Herz. Er entschuldigte sich zuerst wegen seines schlechten Spanisch, erzählte, dass er erst am Morgen angekommen wäre in Pampelona und dass er auf der Strasse eine sehr seltsame, schöne, blonde, fast rothe Frau getroffen habe und fügte hinzu, dass er neugierig sei zu erfahren .... Don José stiess einen Schrei aus! Das Rasirmesser hatte ihn in das Kinn geschnitten und ein rother Blutstrom vermischte sich mit dem Seifenschaum. Kaum

hatte es der Barbier gesehen, so stammelte er Worte der Entschuldigung, wollte sich die Haare ausraufen und sich die Kehle mit dem Unglücksmesser durchschneiden. Und dennoch wäre es gar nicht seine Schuld, dass seine Hand gezittert hätte. Wie hätte er Herr seiner selbst bleiben können, da er von der Frascuéla sprechen gehört, der verfluchten und höllischen Kreatur, in seinem eigenen Hause, in Gegenwart von Don José, in Gegenwart des Alkalden! Dann wandte er sich zu Brascasson, rollte die Augen wild und voll von Hass und schwang das Rasirmesser. Der Alkalde legte sich gutmüthig in's Mittel. Er sagte mit herablassender Miene und fast väterlichem Tone, dass es ja kein grosses Unglück und die Wunde nicht gefährlich wäre, dass der Herr da allerdings besser gethan hätte, nicht von Frascuéla zu reden, man müsse ihm aber verzeihen, weil er ein Fremder wäre. Er war ferner geneigt anzunehmen, er, der Alkalde, dass es eher die Frucht unschuldiger Neugier

als eines frevelhaften Verlangens wäre. Er sprach noch andere freundliche und milde Worte, glaubte aber endlich schliessen zu müssen und sagte mit möglichst trockenem Tone, dass der Reisende sich lieber an andre Personen wenden solle, wenn er darauf bestände, sich über diese Person zu informiren. Brascasson fragte nicht weiter! Er wollte es nicht gleich am Tage seiner Ankunft mit dem Alkalden verderben.

Er stammelte deshalb Entschuldigungen, rieth auf die Wunde ein leichtes englisches Pflaster zu legen und wollte eben aus dem Laden gehen, als Don José aufstand, die Hände gegen den Platz ausstreckte und rief mit lauter Stimme:

«Geben Sie Acht! mein Herr; wenn auch die Achtung, die sich Leute von Stande gegenseitig schulden, mich verhindert, ihnen zu sagen, was Frascuéla ist, kann ich Ihnen doch wenigstens zeigen, was sie gethan hat. Möge

Ihnen solch' Beispiel als Warnung dienen! Sehen Sie, mein Herr! Sehen Sie nur!»

Ein wenig erschreckt durch diese feierliche Ansprache, wagte Brascasson sich nicht zu rühren. Der Barbier kniete auf den steinernen Fussboden seines Ladens nieder und bekreuzigte sich betend. Ein Leichenzug bewegte sich über den Platz zwischen zwei Reihen von Leuten mit Trauerstäben. An der Spitze schritt der Sacristan, ein silbernes Kruzifix in der Hand. Ihm folgte die Bahre, die auf den Schultern von vier schwarz gekleideten Männern ruhte. Langsam schritt die Procession unter dumpfen Gesängen weiter. Auf dem grossen schneeweissen Tuch mit langen herabhängenden Franzen, lächelten traurig in Sträusschen und weinten in Guirlanden weisse Rosen, weisse Lilien und bleiche Hyazinthen. Den Schluss bildeten lange Reihen verschiedener Brüderschaften in buntfarbigen Mönchskutten.

Der Alcalde fuhr fort:

«Tello de Neyra war ein liebenswürdiger, junger Mann, fast noch ein Kind. Er vergalt die Güte und das Wohlwollen seiner Eltern und Lehrer durch Fleiss und Anhänglichkeit. Man wollte ihn dem Dienst der Kirche widmen und er wäre gewiss ein würdiger Priester geworden. Er war schon sehr weise. Und trotzdem sprach er stets bescheiden mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme. Jetzt ist er todt!»

«Irgend eine plötzliche Krankheit?» fragte Brascasson eine sehr traurige Miene annehmend.

«Nein». Sagte der Alcalde.

«Ein Unglück?»

«Auch nicht.»

«Nun was ist denn dem jungen Mann zugestossen?»

«Er ist eines Abends in das Haus der Frascuéla gegangen.»

Er sprach dies Wort mit einer mitleidigen, würdigen Geste aus. Brascasson machte eine tiefe Verbeugung und entwich. In Wahrheit konnte er auch nicht den geringsten Zusammenhang zwischen Frascuéla und dem Tode des jungen Don Tello finden, aber er hatte begriffen, dass es gefährlich sei die Einwohner von Pampelona nach diesem verabscheuten und doch so herrlichen Mädchen zu fragen. Er liess sich das gesagt sein. Er miethete im Gasthof ein Zimmer und hütete sich wohl die Wirthin oder die Mägde zu fragen aus Furcht, sofort vor die Thür geworfen zu werden. Er beobachtete dasselbe Stillschweigen in dem Zimmer, wo man ihm das Essen auftrug — in Wasser gekochte Kichererbsen und spanischen Pfeffer in ranzigem Oel gebacken — weil er überzeugt war, dass er auf die geringste Frage über Frascuéla als Antwort, die heisse Oelsauce des spanischen Pfeffers eine Ladung Kichererbsen in das Gesicht erhalten würde.

Aber er fragte sich selbst, mit einer fieberhaften Aufregung, die er keineswegs gewohnt war. Er fühlte, dass Frascuéla von einem Hass umgeben war, weit verschieden von dem, der gemeinen Frauenzimmern gewöhnlich zu Theil wird. Er vermuthete in ihr ein seltsames, anormales Wesen, vielleicht bewunderungswürdig, vielleicht schrecklich. Es giebt ja Wirklichkeiten, die an das Unmögliche grenzen, Ungeheuer, die in Wahrheit leben. Obgleich er zärtliche Gefühle nicht kannte, fühlte er instinctiv sich zu Frascuéla hingezogen und erhoffte ein engeres Band zwischen dem starken, schrecklichen Weibe und ihm, dem kleinen, schwächlichen Männchen. Der Fuchs kann dem Löwen nützlich werden und auch der Hai lässt sich durch den kleinen Fisch leiten, den man Pilot nennt.

Sobald es Abend und einigermassen dunkel geworden war, begab er sich in die kleine Gasse zwischen den zwei langen Mauern.

Plötzlich stand er überrascht still. Er wurde von dem Kleide eines Priesters berührt, der sich beeilte ihm zuvorzukommen. «Was ist das!» fragte er sich, nahm aber auf diese Begegnung keine Rücksicht. Er ging in der Dunkelheit ruhig weiter, sich an der Mauer entlangfühlend.

Die ganze ansteigende Ebene erschien schwarz unter den dunkeln Wolken, die den Himmel bedeckten und von Zeit zu Zeit von den dumpfen Schlägen eines schweren Gewitters erbebten. Nur die zwei rothen Fenster am Hause Frascuéla's leuchteten in heller Klarheit und durchbrachen die Finsterniss. Sie bedrohten die Stadt, wie zwei gerichtete Kanonen mit glühenden Mündungen.

Brascasson freute sich, denn diese Stille bezeugte ihm, dass er erwartet werde. Er beschleunigte seine Schritte. Plötzlich stöhnte er beklommen. Er hatte Tritte neben sich gehört. Der Gedanke eines plötzlichen Ueber-

falls durchzuckte ihn. Er trug 200 Franken in seiner Brusttasche und bedauerte, das Geld nicht im Wirthshaus gelassen zu haben. Unruhig sah er sich um. Gestalten näherten sich hier und dort, die er bisher, geblendet durch das rothe Licht der Fenster nicht gesehen hatte — menschliche Gestalten in grosser Zahl, die zerstreut von allen Seiten der Stadt zu kommen schienen, aber wie es schien alle einem Ziel zueilten. Uebrigens schienen alle diese Leute wie nach vorheriger Uebereinkunft, sich untereinander garnicht zu bemerken. Alle steuerten gerade aber einzeln auf ihr Ziel zu. Kein Wort, keine sichtbare Bewegung. Brascasson hörte nur bei dem tiefen Stillschweigen, das Geräusch der Schritte, die den Rasen streiften und schnelles fast furchtsames Athmen, obwohl die Menschen langsam, vorsichtig und gebückt einhergingen, als ob sie einer Spur folgten und Angst hätten, jeden Augenblick das Wild zu verscheuchen.

Was ist denn das? wiederholte Brascasson mehrmals ganz erstaunt, denn als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, glaubte er zu seiner Rechten den langen Barbier von dem grossen Platz und zur Linken den Alcalden selber zu erkennen.

Plötzlich in derselben Secunde bei all den Gestalten eine heftige Bewegung. Wie von einem Pulverblitz, der an den Füssen eines jeden emporgeschossen, waren sie alle erleuchtet. Man erblickte bei dem augenblicklichen Erschrecken vorgereckte Hälse, sehnsüchtige Mienen und ausgebreitete Arme.

Ganz Schnee und Gold glänzte Frascuélas Figur zwischen den rothen Fensterscheiben!

Dann stürzten alle in schrecklichstem Wirrwarr vor, sich gegenseitig drängend und stossend. In den dunkelen Umrissen der fliegenden Gewänder sahen sie aus wie grosse Nachtschmetterlinge, die geblendet von dem

Schein des Feuers gerade in die Flamme und den Tod fliegen.

Brascasson eilte allen voran. Sie erkannte ihn, sagte: «Bist Du es» und schloss das Fenster. Dann öffnete sich die Thür und er warf sich in das Haus.

Er war wie geblendet.

Er war in den Lichtglanz, der mit berauschenden Wohlgerüchen geschwängert war, plötzlich hereingetreten. Alles Wärme, Wohlgeruch und blendende Farben. Er glaubte sich in einem Flammenmeer zu befinden, unter einer Lawine von Blumen und seltsamen Vogelfedern begraben.

Aber nach einem kurzen Moment der Verwirrung, die der plötzliche Uebergang vom tiefen Dunkel zum hellen Licht verursachte, sah Brascasson die Gegenstände genauer. Er befand sich in einem engen Zimmer, mit reich verzierten Scharlach-Decken ausgeschlagen. An den Wänden hingen bunte Flitter herum

ohne sichtbaren Zweck, nur, um ihre Farben leuchten zu lassen. Das brennende Licht von 20 Kerzen, liessen die Seide in allen Farben schillern und das Gold knisternd glänzen. Inmitten dieser Farben aber stand Frascuéla, bleich und gross, schön mit dem herabgefallenen Gewand, unter der Wucht ihrer göttlichen Haare fast erdrückt — halbnärrisch, vielleicht betrunken, denn, um bei ihren schwankenden Bewegungen einen Halt zu haben stützte sie sich auf eine Flasche, die auf dem Tisch herumrollte.

Sie sagte mit bezauberndem Lächeln: «O, bist Du hässlich! Aber die Franzosen sollen ja sehr interessant sein. Wirst Du mich zum Lachen bringen?»

Sehnsüchtig und sich ganz vergessend schlang sie wie ein wildes Thier, das sich reckt, die Arme um den Hals des kleinen Mannes.

Aber er, voll von Erstaunen, mehr in Furcht als in Entzücken, suchte sich der

heissen und engen Umarmung zu entwinden, indem er stammelte: «Warten wir erst noch. Wer sind Sie denn eigentlich.» Denn er wagte es nicht sie zu dutzen wegen ihrer ungeheuren Schönheit.

Laut auflachend rief sie mit erregter Stimme aus:

«Wer ich bin? Die, welche man verlangt und die sich hingiebt. Hast Du das erst noch vorher erfahren müssen? Du hast mich gewollt, hier bin ich. Bin ich nicht strahlend wie ein Stern und stolz wie eine grosse Blume. Aber die Sterne stehen zu hoch am Himmel und die Blumen warten, dass man sie pflücke. In mir brennt Sternengluth und die Schönheit der Blume, die sich dem Schicksal ergiebt. Weide Dich an dem Licht und dem Wohlgeruch. Was hast Du? Bist Du furchtsam? Hast Du Angst vor der schwindligen Trunkenheit? Ah, ich weiss schon. Die Leute in der Stadt haben mit Dir geredet. Sie haben Dir

gesagt: Sie ist ein Ungeheuer! Nimm Dich in Acht! Diese Elenden! Diese Wichte! Warum hassen sie mich, wenn ich sie liebe? Die Ehefrauen weinen und die Verlobten sind ausser sich. Was geht mich das an? Bin ich dazu da, den friedlichen Schlaf in den Ehebetten und die Züchtigkeit bei den Zusammenkünften der jungen Leute zu bewachen? Ich habe eine Zukunft, die andere mit sich reisst. Sie mögen sich hüten, mein Schicksal ist dem Abgrund nahe! Wenn ich unter den Leuten einhergehe, so glühen ihre heissen Augen, die Herzen schlagen beschleunigt. Doch ohne Zweifel nur, weil ich schöner bin als alle andern. Es ist ja ganz einfach, dass der Sturmwind die Rosen entblättert und die Feuersbrunst die Scheuern verzehrt.

Ja, es ist wahr, ich habe Böses gethan, wie sie es erzählen. Viele sind in Verzweiflung gestorben, weil ich ihnen sagte: Ich will nicht mehr! und viele sind untergegangen, weil ich

ihnen sagte: Ich will noch! Warum liebten die einen mich immer noch? Warum konnten die anderen mich nicht mehr lieben? Ich bin weder für die Schwäche der einen, noch für die Thorheit der anderen verantwortlich. Ferner; was haben sie die Todten zu bedauern, die in meinen Armen lebendig waren? Heut hat man Don Tello begraben, diesen jungen Menschen. Die Todtenglocken haben ihre Klage erschallen lassen, während unter den schwarzen Schleiern die Klageweiber schmerzlich schluchzten. Alle Mütter haben mich verflucht, weil sie glauben, dass ihre Söhne auch so sterben könnten wie er, meinetwegen. Wohlan, er möge wieder auferstehen, der bleiche Knabe und sagen, ob er im Austausch der Liebe nicht genug Freuden und Verzückungen empfangen, um die Ewigkeit seines Grabes mit glänzenden Träumen aus-füllen zu können!

Sie wissen es wohl, dass sie lügen, diese Menschen, wenn sie sagen: Ich hasse sie! Am

Tage fliehen sie mich, ja sie wenden sich ab, aber so, dass sie mich noch etwas sehen können, um ein Bild von mir mit sich tragen zu können, und wenn dann die Dunkelheit naht — die Stunde, in der der Dämon der Wollust ihre Seelen gefangen hält — dann leuchtet ihnen Frascuéla in den Sternen des Himmels entgegen, dann glauben sie nur in der Luft athmen zu können, die Frascuéla athmet. Wenn sie dem widerstehen, mich zu suchen, so glauben sie die ganze Nacht hindurch in dem fieberhaften Knistern des Kopfkissens das Rauschen meiner Haare zu vernehmen. Aber sie können nicht widerstehen! Du hast sie gesehen! Du hast sie gesehen! Schleichend und kriechend nahen sie sich unter dem Deckmantel der Dunkelheit. Merkst Du nicht, dass sie uns nahe sind? Sie umgeben uns mit einem Kreis von stöhnendem Verlangen, der sich immer nähert und immer enger wird. Das Licht, das uns umgiebt, rührt vielleicht aus ihren Augen

her, deren Gluth selbst die Mauern durchdringt. Ueberall höre ich ihre Seufzer und der Andrang ihrer Leidenschaft wirft mich Dir an die Brust und Du umarmst mich mit allen ihren Armen.»

In solcher Weise redete sie, ungeheuerlich und doch so schön. Er verstand nur wenig davon, weil er an das tückische Schweigen der gewöhnlichen Sittenlosigkeit gewöhnt war, und sich durch die grosse Freimüthigkeit inmitten dieses Schmutzes beengt fühlte. Er hatte etwas Seltsames erwartet, aber nicht so Schreckliches. Ein ganz gemeiner Schuft, fühlte er Widerwillen gegen die wirkliche Grösse, selbst in der Sünde. Er konnte sich nur schwer gewöhnen an diese unerwartete Ausdrucksweise, emphatisch, sogar pedantisch, obgleich wild. Wer war nur das Weib da? Ein närrischer Blaustrumpf und zugleich eine Dirne? Sie benahm sich wie eine Prophetin, die die Vorübergehenden durch Zeichen aufmerksam macht. Aber jedenfalls

war es bei Frascuéla nur eine vorübergehende Krisis — er sah auf dem Tisch zwei fast leere Flaschen — es war ja unmöglich, dass eine solche Exaltation ein normaler Zustand war. Kurz, er fühlte das dringende Verlangen auf die Erde zurückzukehren, — nicht aus dem Himmel, sondern aus der Hölle. Er versuchte das unheimliche Dunkel durch eine einfache, vielgebrauchte Redensart zu durchbrechen, die er schon oft bei dergleichen Begegnungen angewandt: «Frascuéla, willst Du mir nicht Deine Vergangenheit erzählen?»

Sie betrachtete ihn erstaunt. «Ba, habe ich eine Vergangenheit oder wenn ich eine habe, glaubst Du dass ich mich ihrer erinnere? Ich weiss ebensowenig, von wo ich komme, als wo ich bin. Ich weiss nur was ich thue. Das ist alles. Ich vergesse die Trunkenheit von gestern in der Trunkenheit von heute. Was geht mich das Gewesene an? Mein Leben braucht keine Auferstehung.»

Während sie dies sagte, glich sie einer Träumenden. Plötzlich fuhr sie heftig fort:

«Halt, ich will es dennoch versuchen, Dir meine Vergangenheit zu erzählen, weil Du sie kennen lernen willst. Ich habe es niemals versucht, mich daran zu erinnern, ich will es versuchen. Du bringst mich heut Abend auf den Gedanken, mich selbst kennen zu lernen, mich selbst zu verstehen. Vielleicht wird es mich unterhalten. Ich habe andre Romane gelesen, warum soll ich mich nicht für den meinigen interessiren? Eine Geschichte, die man ohne Zweifel nicht niederzuschreiben wagen würde. Wir wollen sehen. Ich bin gerade so neugierig wie Du. Höre Du zu, wenn Du willst, ich werde sicher zuhören.»

Sie stützte sich auf die Tischdecke, kauerte sich in der hellglänzenden Seide ihres Gewandes zusammen und blieb unbeweglich, das ganze Gesicht und die ganze Figur in die reiche Fülle ihrer Haare gehüllt; man hätte sie für

eine der mährchenhaften Thiere der antiken Mythologie halten können, halb Hündin, halb Göttin.

Sie sprach langsam, wie in einen Traum versunken:

«War ich je ein Kind? Ich glaube es nicht. Kaum geboren, war ich schon ein Weib. Sogleich Blume ohne Knospe gewesen zu sein. Ich habe niemals gespielt. Ich entsinne mich der kindlichen Spiele, bei denen man singend herumtanzt, der Reifen, die wie die Wagenräder rollen, der kleinen Bälle, die man sich gegenseitig zuwirft und mit Netzen auffängt. Ich stand weit ab von den fröhlich Spielenden, ohne mich hineinzumischen, wie eine erwachsene Person, die an andere Sachen zu denken hat. Es waren keine anderen Gedanken, mehr unwillkürliche Gefühle — jedoch ganz in die Gegenwart versunken, unterscheide ich wenig das Damals von dem Heute. Mein Leben macht den Eindruck von einem fortwährenden

Immer-Gleich. Ich glaube, nie einen Anfang besessen zu haben. Ein Vorhandensein ohne Ahnung der Entstehung. Ich erinnere mich, an den Spiegeln vorübergegangen zu sein und mich so gesehen zu haben, wie ich jetzt bin.

Doch ich täusche mich ganz sicher. Ich muss einmal ein kleines Mädchen gewesen sein. Sei still, sprich nicht, lass mich nachdenken. Ah, ich finde mich schon zurecht.

Ja ich war klein, aber stark, schon mit dieser Lippe, und kühn. Ich ging stets gerade auf die Leute zu und sah ihnen in das Gesicht, als ob ich in ihren Augen etwas suchte. Man staunte. Oft nahm mich irgend ein Besuch auf die Knie und lachte, wenn er sah, wie ich mich zu ihm beugte und mit dem Kopfe stiess, die Augen geschlossen, wie eine Schmeichelkatze.

Dann stiessen sie mich plötzlich rasch zurück, betrachteten meine Mutter erröthend,

schienen nach Worten zu suchen, erhoben sich, grüssten mit einer bestürzten Miene und sagten mir nicht einmal Lebewohl bei dem Fortgehen. Ich mochte damals wohl 7—8 Jahr alt sein.

Ich drückte mich in den Ecken herum und wiederholte die Worte, die ich in den Vorzimmern gehört. Ich verstand zwar ihren Sinn nicht, aber sie berauschten mich. Oft betrachtete ich auch eindringlich die Bilder, die an den Wänden hingen: Bleiche Märtyrer ohne Kleider, an Kreuze angeheftet; oder junge Männer, die sich mit ausgebreiteten Armen über eingeschlafene nackte Schönheiten beugten. Diese Bilder belebten meine Phantasie, ich sah sie sich zu mir neigen. Sie sprachen auch seltsame Worte, die mir das Blut in die Wangen und die Schamröthe in das Gesicht trieben. Ich fühlte, dass meine Hände feucht und ich ganz heiss wurde. Mitunter sprang ich davon und setzte mich auf einen Stuhl oder auf das

Sopha, um die lebenden Bilder zu erwarten, ich drückte meine Lippen auf die nackten Arme oder das schöne Antlitz, voll von Hass gegen die Gemälde, die mich nicht wieder küssen wollten, den hellen Spiegel verwünschend, der sich nicht zu meinem Sitz herabneigen wollte.

In der Nacht Träume. Waren es Träume? Nein, wilde Visionen. Kein bestimmtes, kein lebendiges Wesen, und dennoch fühlte ich sein Nahen, seine Berührung, seine Liebkosungen. Ich erwachte, Schweiss auf der Stirn, die Lippen blutig gebissen, ächzend in der Umarmung meiner eigenen Arme! Man sagte: «Die arme Kleine! Sie ist Nachtwandlerin!»

Wenn mein Vater und meine Mutter — wir waren sehr reich und wohnten in einem grossen Palast zu Barcelona, dicht an der Meeresküste — wenn mein Vater und meine Mutter verreist waren, schlief ich in dem Bett einer Dienerin, die den Auftrag hatte, für mich zu sorgen.

Diese Dienerin hatte einen Geliebten, den sie Abends heimlich in die Kammer einliess. Ein junger Mensch mit groben Manieren, dunkel, beinahe schwarz, mit einer goldgestickten Weste. Ohne Zweifel ein Torero. Sie seufzten zusammen, indem sie sich Geschichten erzählten oder sich umarmten. Um meiner Verschwiegenheit sicher zu sein, liessen sie mich mit ihnen essen und trinken. Ich erinnere mich, dass der Mensch mich oft heimlich betrachtete, wenn seine Geliebte zur Seite blickte. Ich war 9 Jahr alt, ich wurde grösser und stärker. Oft fasste er meinen Hals von hinten mit seiner kleinen aber rauhen und groben Hand. Oft drückte er mich auch so, dass ich kaum Luft holen konnte. Dann redete er Dinge, die ich nicht verstand, die aber sehr spasshaft sein mussten, denn er lachte laut; sie lachte auch, weniger laut als er, — vielleicht war sie eifersüchtig. Dennoch that er mir weh, wenn er mich immer mehr drückte. Ich fühlte in den

Augen die Gluth des Weines und des Blutes. Wuth packte mich — ich wollte auf den Menschen zuspringen, ihm mit den Nägeln den Hals zerkratzen, ihn zerreissen, ihn beissen. Da erhob sich die Dienerin und sagte: «Es ist spät. Frascuéla, geh zu Bett und schlaf schnell ein.» Ich zog mich aus, während er ihr in das Ohr flüsterte und Küsse gab.

Zusammengekauert nahe an der Wand, schloss ich in den noch kalten Decken die Augen. Das Bett kam mir wie eine Eishütte vor, so heiss war mir, besonders an den Händen. Die fünf ausgespreizten Finger auf meiner Brust brannten wie helles Feuer. Aber obgleich ich im Fieber lag, im Delirium mich befand, blieb ich doch ruhig dadurch, dass ich mich ganz eng an mich selbst andrückte. Ich versuchte sogar leise und regelmässig zu athmen, damit man glauben sollte, ich sei eingeschlafen, obgleich mir die Kehle wie zugeschnürt war. O, diese Nächte, diese Nächte!

Die Hölle wird mir nichts neues sein, denn ich habe sie schon kennen gelernt. Ich war ein Strohhalm inmitten einer Kohlengluth, fortwährend brennend und doch nie aufgezehrt. Feuer in den Augen, Feuer auf den Lippen, schwitzend vor innerer Aufregung, bereit zu heulen, bereit aufzuspringen, lag ich still und unbeweglich da, die Fäuste an die Lippen gepresst, in meinen Willen wie in ein roth glühendes Eisenhemd gezwängt. Einmal jedoch schrie ich laut auf. «Warte, Du Kleine!» sagte der Mensch und umarmte mich furchtsame. Aber sie sprang ihm an die Kehle. Sie schlugen sich und auf den Lärm eilte man herbei. Die Sache konnte nicht verborgen bleiben. Als meine Eltern zurückkamen, wurde die Dienerin fortgejagt und ich in ein Kloster gesteckt.

Ich wohnte lange Zeit wie stumpfsinnig zwischen den grossen kalten Mauern, und zwischen den strengen Schwestern, die auch

Mauern waren. Man sagte von mir: Sie ist Idiotin? Ich schien nichts zu denken, während ich fortwährend dachte. Ich fühlte während Monaten auf meinen Lippen wie eine glühende Kohle den Kuss, der mich leicht berührt hatte und bewahrte ihn so, dass andere ihn nicht ausgelöscht haben würden. Ich hatte begriffen! Ich wusste! Alles, was ich sah, was ich hörte, was man mich lehrte, diente nur dazu, mein erobertes Wissen bestimmter zu gestalten, die Vermuthungen des Instincts zu bestärken! Alles, was man in den Scheiterhaufen wirft, wird Flamme und alles, was in die Hölle fällt, wird Verdammniss. Ein närrisches Verlangen zu lesen und zu lernen ergriff mich. Der Gegenstand des Studiums war mir gleich, denn auf jeder Seite entdeckte ich, aufgeregt bis zur Hallucination durch die zunehmende Heftigkeit des Verlangens, das göttliche Geheimniss der Liebe. Die Legenden der Märtyrer berauschten mich wie Zaubermährchen der Liebe;

ich war die wilde und nackte Versucherin der grossen Eremiten bei dem Gebet. Dann irrte ich durch die langen Gänge und grossen Höfe des Klosters wie ein verlorenes Kind mit seltsamen Gesten und unverstandenen Worten. Hatte man mich «Idiotin» genannt, nannte man mich jetzt «Närrin». Einmal war ich allein in der Kapelle, die Augen glühend auf den Altar gerichtet. «Was betrachten sie da?» fragte eine Schwester. «Den Mann dort!» antwortete ich, indem ich auf Gott zeigte. Dennoch war ich nicht gottlos, — wenigstens noch nicht. Ich fastete, ich beichtete, ich weiss nicht welch Vergnügen dem Geständniss meines Verlangens abgewinnend. «Ich bin verliebt», sagte ich eines Tages einem jungen Priester, der mich fragte. — «Wehe!» sagte er bestürzt, «in wen?» — «In Dich!» schrie ich ihm zu.

Wir entflohen zusammen. Wie? Das weiss ich nicht mehr. Man ersteigt Mauern, lässt

die Thüren durch bestochene Pförtnerinnen öffnen, die Ave Maria sagen und bedauern, dass sie uns nicht folgen können. Er zögerte, der gute Priester hatte Gewissensbisse und fürchtete die Hölle. Ich, ein kleines Mädchen von 14 Jahren, zog ihn mit mir fort. Wir liefen quer durch die Felder in den nächtlichen Schatten gehüllt. Wenn er schwach wurde, warf ich mich stöhnend an seine Brust und er bekam wieder Kräfte, wenn er meine Haare geküsst — wie ein Arbeiter seine Mühen fortsetzt nach einem Schluck Wein. Auf dem Wege lag ein Wirthshaus. Man fragte uns: «Zwei Zimmer?» wegen seines Priesteranzugs. Die Thoren! Nur eines, denn ich hatte auch Nonnenkostüm an. Er erröthete bis an die Schläfen, erschreckt durch das Aergerniss. Wir waren allein. Es war ein banger Augenblick. Er wandte sich ab, um die Fensterläden zu schliessen und sich zu versichern, ob die Thür verriegelt sei. Ich wartete. Weshalb

war er mir gefolgt? O über diesen Priesterrock! Ich fiel ihm um den Hals, legte seinen Kopf an meine Brust und biss ihn in die Tonsur, ihn mit meinem Zeichen da zeichnend, wo ihn die Kirche schon gezeichnet. Aber er war furchtsam, schwankend, unbeständig. Ich erschreckte ihn, er langweilte mich. Maulthiere liessen vor Tagesanbruch — denn er musste fliehen — ihre Glocken unter dem Fenster erschallen. Ich kleidete mich wieder an ohne mit ihm zu reden. Der Schwache! Einer der Maulthiertreiber fasste mich lachend fest um die Taille als er mich in den Sattel setzte. Ich war jung, schön und kräftig. Er glich dem Torero, der mir im Zimmer der Dienerin den Hals zuschnürte. Ich fühlte den alten Kuss auf den Lippen, wie eine alte Wunde, die wieder anfängt zu bluten. Ich setzte mein Thier in Galopp. Der Treiber folgte mir, er hatte mich verstanden. Er war ein Mann! Ich sah bei einer Wendung den Priester vor dem Gast-

haus erstaunt stehen und mir nachschauen. Dann ging er zu Fuss fort, die Hände gegen die Stirn gepresst, dem Kloster zu, vielleicht zufrieden — jedenfalls nicht verdammt!

Es war ein Lager von Moos, auf dem Inseckten in den goldenen Strahlen des Himmels umherliefen und die bunten Blätter wie ein glühender Haufe glänzender Smaragde erschienen. Ich stand siegreich wieder auf!

Jetzt verschwimmt meine ganze Erinnerung und ist in Nacht und Schatten getaucht.

Ich erinnere mich eines Gefängnisses, alter Mauern, die denen im Kloster glichen und eines Kerkermeisters, den ich liebte. In Freiheit gesetzt, sah ich mich in einem grossen Saal, reich mit Gold geschmückt. Blumen welkten darin, das Plätschern kleiner Springbrunnen ertönte inmitten dem Luxus der ächten Stoffe und die Luft war wie in einer Kirche mit Weihrauch geschwängert. Rings herum sassen Weiber, weiss und roth ge-

schminkt. Sie trugen offene Mousselinkleider und zogen lange seidene Schleppen hinter sich her. Männer kamen; sie lachten gelangweilt. Ich als die Schönste, in weniger reichen Stoffen aber mehr Wohlgeruch, nahm ohne mich nehmen zu lassen, empfing ohne zu wählen, da alles mein Verlangen stillen konnte und blühte in der Erfüllung meines Schicksals auf. Einer entführte mich, ein Seiltänzer, der eines Abends gekommen war. In Gaze und fliegende Gewänder gehüllt habe ich die Castagnetten gehandhabt und auf dem Seil getanzt, wie in den Augen der Menge Muth suchend. Man hat mich in die Käfige wilder Thiere gehen sehen, auf den Löwen hingestreckt meine weissen Arme in seinem Haarschmuck vergraben. Ich habe seinen Kopf mit beiden Händen erfasst und ihn geküsst. Die Leute betrachteten mich, vornüber gebeugt, mit heissen Augen, die Lippen feucht und ich, mich aus dem Kreise der wilden Thiere er-

hebend, die langen Haare an das klopfende Herz gedrückt, lächelte, rings von Küssen und von Bissen bedroht.

Ich wurde reich, ich weiss nicht wie. Des Morgens suchte ich meine Pouderschälchen in den Kästen, in die man Gold gethan. Ich machte Feste mit, unter hellstrahlenden Kronleuchter und in Sälen, wo grosse Spiegel während der Musik meine Herrschaft über die ganze geschmückte Menge und meinen Triumph wiederstrahlen liessen.

Ich durchfuhr die Stadt träumerisch in die weichen Polsterkissen einer Karosse geschmiegt. Mein Geliebter war glaub' ich irgend ein Minister. Ich lehnte meine Wange an seine Brust, die sonst mit Orden reich geschmückt war. Damals wusste ich, dass ich schön sei und lernte den Hochmuth kennen. Ich hatte Dichter, die mich in ihren Schriften verherrlichten und von ihnen habe ich die Sprache gelernt, die Dich vorhin so erschreckt und in

Verwirrung gesetzt. Aber immer mir selbst treu bleibend liess ich auch die Niedrigsten grossmüthig theilnehmen an meiner Schönheit, die strahlend und allgemein war, wie das goldene Licht der wärmenden Sonne. Wenn ich den Palast verliess, fand ich mein Paradies in alten staubigen Kammern. Weil er bei dem ersten Stoss sein Schwert bis zur Parirstange in den Leib des wüthenden Stiers gesenkt, verliebte ich mich zu Madrid in den tüchtigsten Spada. Das war ein stolzer Knabe, der im Bagno gewesen und von dort entsprungen war. Er schlug mich, wenn er betrunken war. Ich gab ihm stets noch mehr zu trinken, weil ich ihn in seinem Zorn schöner fand. Er wollte Madrid verlassen. Ich sagte ihm: «Entführe mich!» Wir reisten mit seinen Genossen, jung, stark, trotzig, brutal und schön wie er. Allein unter ihnen irrte ich von Stadt zu Stadt. Im Circus sass ich in der ersten Reihe, vornüber gebeugt, heftig athmend und die Augen auf das Gold

an seinen Kleidern geheftet. Stierkämpfer lieben die Weiber heiss. Ich war ihre Leidenschaft und Grund zum Streit zwischen ihnen. Einer tödtete den andern meinetwegen durch einen einzigen Faustschlag auf den Kopf, wie er den Stier mit einem Stoss niederzustrecken pflegte. Und ich, beleidigt, geschlagen und angebetet betrank mich des Abends, nippte aus allen Gläsern und ging in den Wirthshäusern von Bett zu Bett! Eines Morgens jedoch schleppte mich der, welcher mich entführt hatte, aus einem Zimmer mitten auf der Reise, ergriff mich bei den Haaren und warf mich in einen Graben.

Als ich mich erhob, waren mir Hals und Wangen blutig gekratzt, ein bitterer Geschmack im Munde, jedenfalls von den Kräutern, die ich während des Krampfes abgebissen. Die Herberge zu meiner Linken lag todtenstill da. Die Toreros mussten fortgezogen sein — sie hatten mich vielleicht für todt gehalten. Ich

nahm nicht den Weg, den sie gegangen und verabscheute das Bett von harten Steinen und grünen Gräsern, in dem sie mich zurückgelassen, ohnmächtig und allein.

Grosse, dicke, nackte, viereckige Mauern erhoben sich zu meiner Rechten. Ein Gewimmel von rothen, bläulichen und grauen Dächern schimmerte darüber, noch überragt von den hohen Spitzen der Thürme mit den klingenden Glocken.

Ich erinnerte mich, dass es Pampelona sei und schlug die Richtung nach dort ein.

Ich hielt in den Händen die Fetzen meines zerrissenen Hemdes, von dem die übrigen Kleider bis auf die Erde hinabhingen, da sie in dem Kampf vollständig in Unordnung gebracht waren. Die frische Morgenluft hüllte mich schmeichelnd ein und trocknete sanft den Thau auf meiner Haut. Ich ging beschämt so von dem hellen Licht beleuchtet zu sein, nicht

zufrieden, nackt zu sein im vollen Sonnenschein wie die Lilien auf dem Felde.

In der ersten Strasse, in der nur wenige kleine Häuser standen, öffnete sich im Erdgeschoss ein Fenster. Ein junger Mann lehnte sich in Hemdsärmeln heraus, um die frische Morgenluft zu schöpfen. Ich sah hinter ihm das Kopfkissen eines kleinen Bettes und herabhängende Decken. Er betrachtete mich verwundert, fast bestürzt. «Wohin gehen Sie?» fragte er. Ich antwortete: «Zu Dir!» Ich erfuhr darauf, dass er Don Tello heisse.

Pampelona oder eine andere Stadt, das war mir ganz gleich. Die Thiere in der See kümmern sich nicht um den Namen des Oceans, in dem sie schwimmen, es genügt ihnen, dass sie die Wellen fühlen. Jede Stadt war mir gut genug, wenn nur Leute darin waren.

Ich kaufte dieses Häuschen. Der arme Don Tello hatte bald das klingende, schöne Gold verbraucht, das ihm seine Mutter mit-

gegeben und ich hing diese rothen Fetzen an die Mauer, weil ich ein wilder Geist bin, der das Rothe liebt.

Die Stadt erstaunte. Zuerst gab es heimliches Flüstern und abgewandte Blicke. Sie zeigten mit Fingern auf mich und die jungen Leute flüsterten sich leise Worte in die Ohren. Dann offene Gesten, die sich jedoch vor meinen Blicken in ruhige neidische aber furchtsame Gleichgültigkeit verwandelte. Ich näherte mich mit hellem Lachen, als ob ich sagen wollte: Nur Muth! Einmal küsste ich Don Tello vor aller Augen auf den Mund. «Seht!» sagten die Kühnsten noch kühner geworden. Ich entfernte mich. Sie folgten mir, allerdings in einiger Entfernung. Ich fühlte aber ihren heissen Athem bis zu mir dringen. Die Schleppe meines Kleides machte eine kleine Furche, in der sich die Dämonen der Wollust hurtig tummelten. Vorübergehende sahen, dass meine Thür Abends halbgeöffnet blieb und die Fenster

hell erleuchtet waren. Man wusste, dass ich da war und mit meinem Willen beherrschte und besass ich sie alle schon von weitem. Man fühlte sich selbst auf der Flucht von dem wunderbaren Mittelpunkt angezogen, nach welchem das Verlangen und die Wünsche aller von allen Seiten her eifrig strebten. Die Stadt wurde stiller, öder, wie verlassen. Sie glich einem Gehölz, in dem die Vögel sich verbergen und ihren Gesang verstummen lassen, weil eine Natter mit aufgesperrtem Rachen unter dem dichten Gestrüppe lauert.

Ein Mann stürzte sich herein! Ich hatte ihn schon gefühlt. Als er am nächsten Tage, es war Mittag und Sommerzeit, nach Hause zurückkehrte, fror er und fand die Luft kalt, die Sonne eisig. Sofort gehörte mir die ganze Stadt in Folge der herumgeflüsterten Mittheilung hiervon. Ja, die Fliegen fingen sich alle in dem goldenen Spinngewebe. Diese Leute brachten mir freudig und entzückt ihre Herzen, ihr Blut und ihr Leben. Ich habe die Reich-

sten ruinirt, um die Aermsten zu bereichern. Unersättlich erobernd, habe ich mir die Seele und den Sinn eines ganzen Volkes zu eigen gemacht. Ich halte es besiegt und schwach durch den Despotismus fest, den ich mit meinem Kuss ausübe. Ich bin die Königin, selbst im Aufruhr, selbst in der Abwesenheit, ich bin es immer. Der Kaufmann, der die Goldmünzen zählt, glaubt darin die röthliche Farbe meiner Haare zu erkennen, der Arbeiter erinnert sich meiner Arme, wenn er das Erz im Schraubstock biegt. Meine Augen, die nie trüben, lächeln den Schüler im reinen Arm des Morgenrothes an und der Priester denkt an meine Lippen, wenn er den Kelch berührt! Gewiss hasst man mich und verachtet man mich ebensosehr, wie man mich anbetet. Aber mit welchem Recht hassen sie mich, die ich ihre Freude bin? Wer erlaubt ihnen, ihre Trunkenheit zu verabscheuen? Es ist wahr, dass die Ehefrauen weinen und die jungen Mädchen

auch! Ich lache und zeige ihnen die Zähne, wie ein wildes Thier. Die Kraft zu lachen ist mir gegeben, wie ihnen die Schwäche zu weinen. Wo ist da mein Verbrechen?

Frascuéla giebt sich hin, wie andre sich zurückhalten in Folge eines Willens, den man nicht kennt. Merkt man es nicht, dass ich mich selbst auch aufzehre? Ich bin das brennende Haus, das die ganze Stadt ansteckt. Wer hat das Feuer angelegt? Jedes Geschöpf folgt seinem Gesetz, das es sich nicht selbst hat wählen können. Der Tiger mordet, der Vogel pickt. Ich bin die, die ich bin und wenn ich erschrecke, so ist der Grund nicht die Gefahr, die in mir liegt, sondern eure Niederträchtigkeit. Ich habe oft geglaubt, werth zu sein unter einem andern Himmel, und zu anderer Zeit zu leben, weil ich den Wahnsinn eurer Scham und eurer Kleider hasse, weil ich die stolze Aufgabe habe zu lieben und nackt zu sein. Zur Zeit, als die Schönheit aus den

Wellen des Meeres emporstieg, konnte sie sich unter die Menge begeben und ich, jetzt ehrlos, würde damals in den Tempeln, wo man niederkniete ohne die Augen niederzuschlagen, die Venus Pandemos geworden sein, das Weib aller Menschen und Götter.»

Frascuéla war halb todt, stöhnend, Blut auf den Lippen, in der Nase und auf den Wangen schwankte sie auf Brascasson zu.

Die Stunden verflossen. Die Flammen der Lichter wurden matt und erloschen, durch die rothen Fenstervorhänge drang die Morgenröthe und färbte das aufgelöste Haar und den mächtigen, wie vom Blitze getroffenen, nackten Körper Frascuéla's wie mit Blut. Sie schlief mit festem Athemzug wie eine gesättigte Löwin.

Sie erwachte in Folge der Tageshelle oder in Folge eines Geräusches, öffnete gähnend die Augen halb und entwirrte ihr Haar, dessen Stränge wie Goldbäche durch ihre gespreizten Finger liefen.

Brascasson war nicht mehr an ihrer Seite.

Sie sah starr im Zimmer herum. Sie sah ihn dicht bei dem Fenster angekleidet und mit dem Arm über die Frisur eines spanischen Kleides hin- und herfahrend.

«Komm» sagte sie mit heiserer und verschlafener Stimme.

«Ich bürste Dein Kleid aus. Es ist ganz voll Staub. Du verwendest zu wenig Sorgfalt darauf.»

«Was?»

«Du hast es ja befohlen. Sieh doch. Ich habe hier etwas Ordnung gemacht. Ich habe mit den Kissen eine Art von Lehnstuhl verfertigt. Sind die Scheiben rein? Wie? Man haucht darauf und reibt sie dann mit einem ganz trockenen Tuch ab. Wenn es Leinen in Spanien giebt, ist die Sache bald gemacht. Ein andermal müssen wir auch die Lichter vor dem Einschlafen ausblasen. Die Dochte sind heruntergefallen und haben auf dem Teppich Wachsflecke gemacht. Es wird eine schöne Zeit dazu gehören, sie zu entfernen.

«Wie?» fragte sie.

«Ja, sehr lange Zeit. Sprechen wir wenig, aber sprechen wir vernünftig. Hast Du einen Brodkorb?»

«Einen Brodkorb?»

«Ja!»

«Ich weiss es nicht. Es ist möglich. Aber wozu?»

«Um auf den Markt zu gehen. Pflegt man bei Dir nichts zu essen?»

«Doch. Die Leute, die kommen, bringen Wein, Wildpret und Früchte mit.»

«Scheussliche Nahrung. Ueberreste aus den Speisehäusern. Verdirbt den Magen. Sprich lieber von einem feinen Ragout, das man auf glühender Asche geröstet hat. Du wirst Dir die Finger darnach ablecken. Wo ist der Brodkorb?»

«Ich glaube im andern Zimmer.»

Er ging hinaus und kam wieder mit einem grossen Korb unter dem Arm. Sie hatte sich aufgerichtet, ganz nackt, nur von den herab-

fallenden Haaren bedeckt, und sagte mit ihrem schönen Lächeln:

«Bist Du denn mein Diener?»

«Ist es Dir unangenehm?»

«Nein, es ist mir sehr gleichgültig. Wie Du willst. Du bist zu drollig.»

«Nun wohlan! Dein Diener. Hast Du heut Morgen einen Weg für mich?»

«Nein!»

«So werde ich Dich frisiren.»

«Kannst Du frisiren?»

«Du wirst es schon sehen. Ich werde jetzt gehen, um Einkäufe an Lebensmitteln zu machen. Hast Du kein Geld? Schadet nichts. Ich werde das Nothwendigste vorschiessen. Ich werde ein kleines Buch anlegen, um die Ausgaben zu notiren. Ich werde Dir dasselbe vorzeigen, wenn Du bei Kasse bist. Ich werde Dich nicht oft damit beunruhigen.»

Darauf eilte er zur Thür, hurtig, geschäftig, wie eine Dienerin, die keine Zeit zu verlieren hat.

«Was ich noch sagen wollte» rief er beim Fortgehen, wenn Du selbst etwa ausgehen musst findest Du die Schuhe auf dem Rück. Ich habe sie gewichst, geputzt, und drei Knöpfe angenäht, die fehlten!»

Brascasson, ein schlauer Hallunke, hatte seinen Plan. Frascuéla hatte ihn anfangs durch ihre extravaganten und wilden Reden wirklich erschreckt. «Was ist nur mit diesem Weibe anzufangen? Ich habe nie etwas ähnliches gesehen. Weiss der Teufel.» Besonders genirte ihn, dass diese Dirne mit der Hoheit einer Göttin begabt war. Obgleich äusserst bestürzt hatte er zuletzt doch eingesehen, dass Frascuéla mit ihrer strahlenden Schönheit und ihrer unersättlichen Gluth einen grossartigen Eindruck mache. Ihre Eigenthümlichkeit war beunruhigend für ihn, den Schwächlichen, aber andrerseits wohl im Stande andre Leute närrisch zu machen. Er hatte eine ungebändigte, un-

gezügelte Kraft entdeckt, von der man Gebrauch machen konnte. Nun begannen seine Pläne. Der Dampf sprengt die verschlossenen Dampfkessel, aber wohl angewendet, zieht er die Waggons auf den Schienen. Brascasson dachte daran, dass dieser Dampf das Rad meines Glückes in Bewegung setzen könne. Er sah Frascuéla, dem Anschein nach frei, aber in Wirklichkeit von ihm gezügelt und geleitet, sich in den Strudel der Welt stürzen, kühn und feurig, sich hingebend oder sich verweigernd — er würde das bestimmen — fortwährend besessen oder ersehnt, der Menschen Seelen, Herzen und Leiber entzündend! In den Ruinen dieser Feuersbrunst, würde er, Brascasson, der niemals den Kopf verlor, schon irgend etwas finden, um auf seine alten Tage ruhig und sicher leben zu können — auf dem Lande, nahe bei einem Flusse, in dem er Fische angeln könnte. Während diese Gedanken in seinem Kopf herumgingen kaufte er Tomaten

und süssen spanischen Pfeffer, der ihm, in Oel gekocht und zu einem schön braun gebratenen Stück Rindfleisch gethan, ein vorzügliches Ragout geben sollte. Er war nämlich ein grosser Feinschmecker bei dergleichen Gerichten.

Acht Tage später verliessen sie Pampelona. Er führte sie fort, sie liess es geschehen. Ihr war es gleich, ob sie hier oder irgendwo anders war. Dann begann sie auch schon zu gehorchen, weil er ein so gehorsames Aussehen hatte. Durch allerlei kleine Dienste machte er sich liebenswürdig und sie fand ihn stets drollig. Es war wie die Geschichte vom Löwen, der es gewohnt war, einen Mops im Käfig zu haben. Sie hatte es nie leiden können, sich von Weibern bedienen zu lassen. Es gefiel ihr, dass ein Mann die Möbel in Ordnung brachte und die Teppiche fegte, während sie halb aufgerichtet die Pantoffeln anzog; dass er ihr den Frisirmantel brachte und die Haare kämmte, indem er sie fortwährend lobte. Die

Bedienung Brascasson's wurde ihr wegen seiner Galanterie noch lieber. Er wurde unentbehrlich. Wenn er nicht zugegen, war sie stets in grosser Verlegenheit und konnte nie die Sachen finden, die sie brauchte. Eines Tages sagte sie sogar: «Wahrhaftig, ich weiss nicht, wie ich ohne Brascasson auskommen sollte!» Uebrigens genirte er sich gar nicht und ging des Abends oder zu anderen Tageszeiten ruhig aus. Von Stadt zu Stadt eilend, immer in Abentheuer verwickelt, überall liebend, überall geliebt, konnte sie sich frei glauben, wie noch nie bisher. In Wirklichkeit war sie Sklavin geworden. Er umlauerte sie hartnäckig, aufmerksam, wie von Sorge getrieben und lächelnd, aber indem er den Kreis, mit dem er sie umgeben, immer verengerte, wurde sie Gefangene ohne es zu bemerken. Er hatte freundlich und unterwürfig gelächelt, jetzt gebrauchte er herrische unfreundliche Blicke. Er hatte geschmeichelt, geliebkost, gebeten; jetzt

befahl er mit tyrannischen Worten. Er sagte einfach: «Ich erlaube es»! oder: «Ich verbiete es!» Er wählte für sie. «Diesen nicht!» — «Warum?» — «Weil er arm ist.» Oft gab er auch gar keinen Grund an, sondern sagte einfach: «Ich will es so!» Nichts weiter. Sie wandte sich zu denen, die er bezeichnete. Gross und stark, gehorchte sie doch dem kleinen Menschen, ging, kam, that dies und unterliess das, wie ein Elephant, dem man in das Ohr zwickt. Oft sträubte sie sich, dann schlug er sie. Sie war stärker als er und hätte ihn mit einer Hand erdrücken, ihm mit einem Faustschlag die Rippen zerbrechen können — und dennoch wandte sie sich ruhig ab, um die harten Stösse in den Rücken zu empfangen, wo sie weniger weh thaten.

Dennoch war es Brascasson so noch nicht ganz recht. Er hatte den Dampf gezähmt, aber das Glücksrad rollte noch zu langsam. Arme Junggesellen, geizige Kaufleute und verschuldete

Rentiers kann man in den kleinen Städten Nord-Spaniens finden, aber es fehlte an Geld, um sich in den grossen und lockeren Grossstädten sehen zu lassen. Aber er hatte wiederum Glück. Eines Abends, als Brascasson sie härter als gewöhnlich schlug, stiess Frascuéla einen hohen, scharfen, angehaltenen Schrei aus. «Donnerwetter, Du hast Stimme», sagte er und liess sie singen, obwohl sie weinte. In der That eine herrliche Stimme, die von den tiefsten Noten den Alt bis zu den hellen Tönen des höchsten Soprans reichte! Brascasson sagte: «Jetzt werde ich Einnahmen haben!»

Er führte sie nach Frankreich, nach Toulouse, wo der Scandal wegen des Bal Bathyle vergessen war, da schon mehrere Jahre verflossen.

Frascuéla liess alles mit sich geschehen, nahm Stunden und machte den Unterricht im Conservatorium durch. Brascasson rieb sich die Hände und sagte: «Das wird eine ausser-gewöhnliche Sängerin!» Wovon lebten sie aber?

Wie konnte er die Ausgaben dieser musikalischen Lehrstunden bestreiten? Er hatte ein kleines Landhaus zu einer Spielhölle umgeformt. Die Studenten kamen dorthin um zu spielen und zu verlieren. Von dort kam das Geld. Keine anderen Einnahmen, denn Brascasson wachte jetzt mit grösster Strenge über das Benehmen Frascuéla's. Eine Mutter hätte nicht schärfer Acht geben können. «Deiner Stimme wegen, zum Donnerwetter!» Endlich, als es nichts mehr für sie zum Lernen gab, als er sicher war, dass sie eine bedeutende Künstlerin sei, liess er sie plötzlich auftreten. Er liess ihr «die Zügel schiessen», wie er sich ausdrückte. Sie sang auf dem Capitol-Theater unter dem Namen Gloriane, den er für sie erfunden — wurde applaudirt, bewundert und angebetet; nach Italien gereist, machte sie in Bologna, Venedig und Florenz Aufsehen — unter dem Namen Gloriani, den er ihr beigelegt, weil er den italienisch-romantischen Klang des Namens

hübsch fand. Darauf reisten sie von Hauptstadt zu Hauptstadt, von Turin nach Berlin, von Wien nach Madrid. Sie war alle Abende berauscht und in Feuer und Flamme gesetzt durch die glühend auf sie gerichteten Augen der vielen Menschen, gab sich ganz hin, besessen und besitzend; er, zufrieden aber sehr geschickt, verlor niemals den Kopf, unterhandelte mit den Directoren und Zwischenhändlern; reich war er ohne Zweifel — im übrigen stets ihr Diener und ihr Herr, sie frisirend und sie schlagend. So ging es bis zu dem Tage, an welchem Gloriane Gloriani auf dem italienischen Theater die La Traviata von Verdi spielte und gewaltig bleich und mit rothen Haaren, wie sie war, herrlich sang, kaum halb bekleidet mit dem Kleid von meergrünem Atlas und Tüll, das die Königin am Abend vorher getragen hatte auf dem Ball im pompejanischen Hause.

VI.

Im letzten Act war sie wie toll. Sie, so lebhaft, passte schlecht dazu, zu seufzen und zu sterben, namentlich bei den Tönen einer Polka-Mazurka. Ihre tief athmende Brust widersprach offenbar dem Todeskampf. Ihre Seufzer glichen dem Girren der Tauben. Alle applaudirten wüthend — mit Ausnahme einiger Frauen, die sich hinter den Pfauenfedern ihrer Fächer die Lippen fast zerbissen. Sie spielte vor einem Publikum, das schnell begreift. Sicher war die elegische Rolle nicht für sie gemacht. Sie zerriss ihr Leichentuch und zeigte durch die Löcher, dass sie lebe. Die Courtisane spielte sie, aber

nicht die Sterbende; man musste sie eben nehmen wie sie war. Sie nehmen, das ist das richtige Wort, denn sie bot sich an. Daher auch der ungeheuere Erfolg. Man streckte die Arme aus, um das Weib zu umarmen, aber nicht, um der Künstlerin zu applaudiren. Auch die Aehnlichkeit mit der Königin war ein Grund der Erregung. Eine unbestimmte Aehnlichkeit, durch das Kleid im ersten Act hervorgerufen. Eine Frechheit, dieses Kleid! Thut nichts, es ist «amusant». Eine Königin, die Cavatinen singt, sieht man nicht alle Tage. Es war Schade, dass Gloriane nicht im Pagenkostüm gespielt hatte, man würde sich gefreut haben, eine Majestät im Tricot zu sehen. Mehr als ein Zuschauer hoffte, berauscht durch ihr königliches Benehmen, auch einmal einige Stunden König sein zu können. Sie wurde unzählige Male herausgerufen. Ein ungeheuer grosses Bouquet wurde von Madame de Soïnoff gesandt.

Nach dem Stück sass Gloriane auf einen Stuhl gesunken, ausser Athem und ihr erhitztes Gesicht in dem duftigen Hauche der Blumen kühlend, umgeben von den Theaterabonnenten, die das Vorrecht hatten, auf die Bühne zu kommen. Es waren alte und junge Leute, aber fast alle mit Orden geschmückt und in tadellosem Anzug — schwarzem Frack und weit ausgeschnittener Weste. Stolz und als ob sie grösser geworden, tief und schwer athmend heiterten sich ihre Mienen auf. Still und erhaben lächelte sie vor sich hin. Endlich stand sie auf, rauschend und mit den nackten Armen die ausgestreckten Hände der Verehrer berührend. Der kalte Hauch der Corridore berührte ihre entblössten Schultern angenehm erfrischend. Kaum in das Zimmer gelangt, küsste sie heftig den Spiegel, eine dunkle Wolke durch ihre heissen Lippen hervorrufend.

«Halt! Sind Sie es?» sagte sie.

«Jawohl!» antwortete der Director, der hinter Gloriane an der Seite eines hohen Spiegels sass Seine linke Hand ruhte auf einem Buch, in dem gedruckte und geschriebene Worte vereint standen, während die Rechte eine noch feuchte Stahlfeder hielt.

Er sagte zu Gloriane:

«Besten Glückwunsch. Aufrichtigsten Glückwunsch. Ungeheures Talent. Brillante Stimme. Voll Feuer. Engagire Sie, wenn Sie es wollen. Hier ist der Schein, Sie brauchen ihn nur zu unterzeichnen. Ich stelle ganz ausgezeichnete Bedingungen. Sehen Sie. 36 000 Francs für drei Monat. Ich würde der Trebelli nicht so viel geben. Ich ruinire mich dadurch. Aber wenn Sie wollen, kann ich es nicht verweigern. Ich bin ein Künstler, kein Director. Niemand will mir das glauben. 36 000 Francs, grosser Gott! Nun, wohlan! Unterschreiben Sie!»

«Gut,» sagte sie, «ich will es annehmen.»

Sie gab sich nämlich nie mit den Engagements ab; es war für gewöhnlich Sache Brascasson's. Sie kümmerte sich nicht darum. Und dann 36 000 Franken durfte sie doch nicht entgehen lassen. Sie erhob sich und M. Chandurier reichte ihr galant die Feder, indem er vergebens ein spöttisches Lächeln zu verbergen suchte.

Da trat Brascasson ein.

Er stürzte vor, riss ihr die Feder aus der Hand und warf sie dem Director in das Gesicht.

M. Chandurier bekam unten am Kinn einen kleinen schwarzen Fleck, der wie das Schönpflästerchen einer Soubrette aussah. Im übrigen war er keineswegs erzürnt und begnügte sich damit, seine grossen Augen noch weiter aufzureissen.

«Donnerwetter!» schrie Brascasson, «ich komme ja gerade zur rechten Zeit!»

«Mein Herr...»

«Sie sind ein alter Schwindler!»

«Oho!»

«Sie wollten den Moment benutzen, wo ich nicht zugegen, um Gloriane zu hintergehen!»

«Wieso?» seufzte der Director weiter, die Augen wie Hülfe suchend zum Himmel erhoben.

«Sie wollten eben einen unseligen Contract unterzeichnen lassen!»

«Aber ich biete 12 000 Francs für den Monat!»

«Alter Esel! Wofür hältst Du uns?»

«Ich biete noch mehr! Ich will 15 000 geben!»

«Du armer Schlucker!»

«16 000!

«Jude!»

«18 000!»

«Canaille!»

«Sie wollen meinen Ruin! Ich gehe bis...»

«Unnöthig!»

«Ich gehe...»

«Zum Teufel!» schrie Brascasson und packte ihn bei den Armen.

Er stiess ihn auf den Corridor.

Gloriane sass ruhig vor dem Toilettentisch der mit Mousseline und doppeltem Percal geziert war. Sie rieb sich mit einem fettdurchtränkten Tuch die Schminke von den Wangen.

«Was hast Du nur heute Abend?» fragte sie, den Kopf ein wenig drehend.

Er ergriff ihr Kinn und liess sie ihr Bild in Spiegel sehen.

«Wessen Gesicht ist das?» fragte er.

«Mein eigenes.»

«Nein. Das der Königin!»

«Oho!»

«Und wem gehört das Kleid, das Du im ersten Act getragen?»

«Es war ein Kleid, das sich hier durch Zufall fand!»

«Nein! Es war das Kleid der Königin!»

Sie sah ihn erstaunt an.

«Und der glaubt, dass ich für 12 000, 15 000, 18 000 Francs monatlich ein Weib fortgebe, dessen Ebenbild eine Krone trägt und auf dem Thron sitzt! Ein Weib, dem man heimlich durch einen goldbetressten Diener ein Kleid sendet, von dem das ganze Königreich spricht? Niemals!»

Er lief und tanzte herum mit sprühenden Augen und bebenden Lippen.

«Ich habe den ganzen Abend darüber nachgedacht, während Du sangest. Ich begreife es nicht, aber ich glaube etwas vermuthen zu können. Den Teufel auch! Die Frau eines Königs, die ihren Rock verborgt, das will was heissen! Ich sage Dir, es liegt etwas Ausser-gewöhnliches in der Luft.

«Ich weiss nur noch nicht, was es ist. Aber ich fühle es, dass wir rings von Intriguen umgeben sind. Man hat uns zu irgend einer Sache

nöthig. Es hängt mit irgend einem Liebesverhältniss oder mit der Politik zusammen. Da heisst es Acht geben, Brascasson! Keine Unklugheit begehen, mein Sohn! Wir werden unser Glück machen. Ich wette, dass sie es ist, die an der Thür klopft!» sagte er in seinem Herumwandeln innehaltend.

In der That hatte man leise und vorsichtig an die Thür gepocht.

«Herein!» rief Brascasson.

Der Fürst Flédro-Schemyl erschien. Etwas stolz, fast hochmüthig, aber doch mit gefälliger Miene — unnahbar von der Sohle bis zum Scheitel — er hat vornehme Manieren und verstand es mit den Leuten umzugehen.

«Madame Gloriane Gloriani?» fragte er mit einer tadellosen Verbeugung.

Brascasson antwortete:

«Ich bin es.»

«Ah, Sie sind sehr spasshaft, mein Herr!»

«Sehr ernst. Wenn man über Geschäfte

mit Madame Gloriane Gloriani sprechen will, hat man sich an meine Person zu wenden. Fragen sie nur!»

Gloriane machte eine bejahende Bewegung.

«Wir haben nicht die Ehre, Sie zu kennen,» fuhr Brascasson fort, und muss es daher eine wichtige Angelegenheit sein, die Sie zu uns führt.»

Den Fürsten Flédro berührten diese Worte unangenehm. Er hatte ohne Zweifel auf eine pikante und galante Unterhaltung mit der Primadonna gehofft. Er liebte solche heimliche, zufällige Gespräche, die zuletzt gar keinen Zweck hatten. Dieser kleine Mensch, der sich so ohne weiteres, fast frech einmischte, genirte ihn sehr, störte ihn vollständig. Er hatte aber keine Zeit zu verlieren und antwortete trocken:

«Ja, ich habe Sie in einer Angelegenheit zu sprechen!»

«Gut. Gloriane, lass uns allein.»

Sie erhob sich gehorsam.

Brascasson nahm einen Pelzüberwurf herab und legte ihn über ihre Schulter. Er flüsterte ihr dabei in das Ohr:

«Es nimmt einen guten Lauf. Erwarte mich im Foyer der Schauspieler. Es sind noch viel Leute dort. Sei auf Deiner Hut. Du machst Dein Glück. Ich bin gerade zur rechten Zeit im Foyer gewesen. Da sprach man schöne Sachen. Nimm Dich besonders vor der dicken Persano in Acht. Sie hat Haare auf den Zähnen. Wenn sie von dem Kleide spricht, spiele die Unschuldige. Du wirst auch den Tenor Signol sehen. Er ist blond. Er gehört nicht zum Theater, aber er ist heut Abend aus Neugier gekommen, um Deinem Auftreten beizuwohnen. Er wird Dir viel Schmeicheleien sagen und dabei seinen Bart streichen. Er hat Glück gehabt in der Welt. Ich kenne ihn. Er war Kellner zu der Zeit, als ich Stiefelputzer war. Nichts anzufangen mit diesem Signol. Noch heimtückischer als ich. Wenn Du Dich mit

ihm abgiebst, bekommst Du Schläge. Jetzt geh!»

Als sie sich entfernen wollte, trat der Fürst einen Schritt vor, wie um sie zurückzuhalten. Sie winkte jedoch Brascacson, die Pelzrobe zu befestigen und ging hinaus ohne ein Wort zu sagen. Musste diese stolze Königin einen solchen Affen als ersten Minister haben? Es war jetzt nichts dagegen zu thun.

Kaum allein, bot das Factotum dem Besucher sehr lebhaft einen Stuhl an, setzte sich selber und sprach etwas vorgebeugt, die Hände auf das Knie gestützt während die Augen vor Neugier glänzten:

«Mein Herr, ich habe die Ehre der Friseur und der Freund, der einzige Freund der Madame Gloriani zu sein. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, mit wem ich das Vergnügen habe zu sprechen?»

Obgleich Mann von Geist, war der Fürst dennoch nicht wenig eitel. Er nannte seinen

Namen mit affectirter Nachlässigkeit, gleichgültig mit dem Lorgnon spielend. Er fügte sogar hinzu — es war dies sehr unklug, da er keinen Grund hatte, die Sachen zu forciren — dass er ein Freund Friedrich's II des Königs von Thüringen sei.

Brascasson war ausser sich vor Freude. Dennoch fühlte er sich beleidigt durch den gnädigen Ton, in dem dieser Freund eines Königs zu ihm sprach. Er hätte beinahe gefragt: «Auch sein Friseur?» Aber da er irgend ein herrliches Abenteuer vermuthete, bezwang er sich und beschränkte seine Rache darauf, in demselben Tonfall zu fragen:

«Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?»

Der Fürst wurde immer unruhiger. Jedenfalls war es ihm schwer, solchen Fragen gegenüber, wie sie Brascasson stellte, sein Licht leuchten zu lassen. Im übrigen lag ihm nicht viel daran, eine so mittelmässige Person zu

blenden. Nur ein Ausweg stand ihm offen: den Ton eines grossen Herrn anzunehmen, der zu seinem Diener spricht. Das gab ihm auch noch ein vornehmes Aussehen und passte so recht für die Lage, in der sich die Beiden befanden. Er sagte deshalb hastig, wie jemand der etwas befiehlt:

«Mein Herr, wir werden morgen nach Nonnenburg abreisen.»

Brascasson war auf alles gefasst und erstaunte durchaus nicht.

«Reisen wir!» sagte er. «Liegt nicht Nonnenburg in Thüringen?»

«Jawohl. In Thüringen.»

«Sagten Sie nicht: Wir?»

«Gloriane und ich.»

«Und ich.»

«Wenn es Madame Gloriani so gefällt.»

«Es wird ihr schon so gefallen. Aber zum Teufel, was sollen wir in Nonnenburg?»

«Ich werde zum Intendant des Hoftheaters

ernannt und will «Floris et Blancheflor» aufführen lassen.»

«Von Hans Hammer?»

«Gewiss.»

«Scheussliche Oper. Keine Melodieen, lauter Recitatifs. Viel Geschrei und wenig Wolle.»

«Sprechen wir nicht über Musik, mein Herr! Die Gloriani wird als Blancheflor auftreten.»

«Handelt es sich um ein Engagement?»

«Ohne Zweifel.»

«Donnerwetter!» fluchte Brascasson. Er erhob sich und schnitt eine hässliche Grimasse. Er war aus seinen Träumen von Glück und Ehre zur rauhen Wirklichkeit erwacht. Ein Engagement? Weiter nichts? Und in der Fremde! Beinahe in der Provinz. Um eine wahnsinnige Musik zu singen, welche die Stimme vollständig ruinirt. Keinenfalls. Solche Engagements fehlten gerade noch. Dieser vornehme Herr war nur ein Theaterdirector. Da

hätte er sich und andere Leute nicht zu bemühen brauchen.

Der Fürst sich seinerseits erhebend, fuhr fort:

«In Betreff der Bedingungen werde ich mich an Sie wenden. Es ist also abgemachte Sache. Sie wohnen im Grand Hôtel glaube ich? Morgen früh werde ich die Gloriani abholen. Wir werden 9 Uhr 40 Minuten mit dem Expresszug fahren.»

«Niemals,» sagte Brascasson.

«Was? Sie wollen nicht?

«Auf keinen Fall.»

Der Fürst suchte seine Bestürzung so gut wie möglich zu verbergen.

«So werde ich mit der Gloriani selber sprechen.»

«Ich habe nein gesagt, das genügt.»

«Ist das Ihr letztes Wort?

«Nur noch eines: Guten Abend.»

«Das ist stark, Herr Brascasson!» sagte der Fürst, die Achsel zuckend.

Er näherte sich der Thür, die Hand wie zum Gruss etwas hebend. Er wollte gehen. Doch nein, er blieb stehen und sagte lächelnd, indem er das Lorgnon fallen liess:

«Sagen Sie noch, mein Lieber, Sie haben wohl nie von der Mona Kharis sprechen hören?»

«Mona Kharis,» wiederholte Brascasson, dessen Augen aufleuchteten.

«Ich glaube wohl, von ihr gehört zu haben. Denn wer kennt nicht die Geschichte dieses wunderbaren Mädchens, von der man nicht wusste, von wo sie kam, ob sie die Tochter einer Zigeunerin aus Sevilla oder eine Arme aus Montross oder gar eine Bajadere aus Calcutta war. Zuerst Dienerin, dann Dirne, zuletzt Tänzerin und Sängerin, war sie geizig wie eine Courtisane und kühn wie ein junger Mann. Sie war verführerisch wie eine Fee und richtete viele Millionäre zu Grunde, brachte die Polizei in Aufregung und entzückte die Poeten durch ihre wehenden Flittergewänder und die goldenen

Castagnetten, zu denen sie tanzte. Dann wurde aus dem Ritter Eon eine Madame Pompadour, ja beinahe eine Königin, weil ein König vor ihr auf den Knieen Liebesworte stammelte. Aber stets Tänzerin bleibend, tanzte sie halbnackt die Cachoucha um den Thron und ganz nackt den Fandango vor der Versammlung der Minister. So gehasst und angebetet, triumphirte sie und warf die ganze Politik um. Sie brachte Aufstände durch ihre Reitpeitsche zur Ruhe und verjagte die Jesuiten mit Fächerschlägen!»

Aber was zum Teufel hatte das für einen Zweck, dass der Fürst die Mona Kharis nannte, die schon gestorben war und schon gar nicht mehr genannt wurde? Alle Teufel! Brascasson fing an zu verstehen. Friedrich I, König von Thüringen, der Grossvater des jetzigen Königs war ja der Geliebte der berühmten Tänzerin gewesen. Man wollte dem neuen Friedrich eine neue Mona Kharis geben. Wahrhaftig! Das musste es sein. Das Engagement war

nur ein Vorwand, um die Ankunft der zukünftigen Favoritin in Nonnenburg zu erklären. O, die Sache musste herrlich werden. Brascasson sah schon in Gedanken alles vor sich: Paläste, Carossen, Courtisanen und Feste, um Gloriane zu feiern, die Maitresse eines Königs. Was ihn selbst anbetraf... nun, es giebt ja Geld genug im Staatssäckel.

Er lief dem Fürsten nach.

«Das hätten Sie sagen sollen!» schrie er ganz ausser sich.

«Sie hätten das vermuthen können!» antwortete der Diplomat trocken. Es war ihm sehr unangenehm, dass er dem Menschen seine Karten hatte zeigen müssen.

Brascasson fuhr fort:

«Der König kennt doch Gloriane?»

«Er hat sie niemals gesehen.»

«Teufel! Da ist noch viel zu thun. Ein sehr gewagtes Unternehmen. Ah, ich Schafkopf. Die Aehnlichkeit! Das war stark, mein

Herr! Sie haben also das Kleid geschickt, um die Wirkung hervorzubringen?»

«Das Kleid?» wiederholte der Fürst mit ungeheucheltem Erstaunen.

«Es war sehr stark! sage ich Ihnen. Aber halt. Ich meine, wir verbünden uns. Wir verstehen uns und werden die Welt in Erstaunen setzen.»

«Herr Brascasson!»

«Ach was, ereifern Sie sich nicht! Unter uns gesagt,» fuhr der kleine Mensch dann mit leiser Stimme und zugekniffenen Augen fort, «wir gleichen uns in diesem Augenblick sehr, Sie der Fürst und ich, der Friseur. Gewiss, gnädiger Herr. Man kann nur sagen, dass wir zwei zusammen gehören.»

«Kurz, nehmen Sie es an?» sagte der Fürst schnell, um dem frechen Geschwätz ein Ende zu machen.

«Gewiss.»

«Wir reisen?»

«Nach Nonnenburg, morgen früh mit dem Expresszug. 9 Uhr 40 Minuten.»

Darauf stiess Brascasson die Thür auf und rief auf den Gang hinaus:

«Gloriane, wo bist Du? Du kannst wiederkommen, Gloriane!»

Keine Antwort. Niemand war mehr in dem von Möbeln und Geräthschaften angefüllten Corridor. Durch die halbgeöffnete Thür des Foyer fiel auf die helle Wand ein dunkler Schatten.

«Bist Du es, Gloriane?»

Ein Theaterdiener ging vorbei, eine Gasflamme nach der andern auslöschend. Bei jedem Licht weniger, sah es aus, als ob ein schwarzer Schleier über die weisse Wand herabgelassen würde.

«Sind Sie noch hier, Herr Brascasson?» sagte der Diener. «Gehen Sie schnell hinaus, ich lösche die Flammen aus.»

«Wo ist die Gloriani?»

«Sie ist soeben fortgegangen.»

«Was sagten Sie?»

«Ich sage, dass sie fortgegangen ist.»

«Gottsdonnerwetter! Mit Signol?»

«Nein, mit einem Neger.»

Brascasson fuhr auf, weil er es für einen dummen Spass hielt. Aber der Diener erklärte ihm die Sache. Er war im Foyer gewesen und gewartet, bis alle fortgingen, um die Lampen auszudrehen. Die Gloriani sprach in einer Ecke besonders mit Signol. Es waren aber noch 8—10 andere Personen da, die Persano, der Mann der Trebelli und andere Leute. Dann war der Portier eingetreten, an der Hand einen kleinen Neger, der ein Schächtelchen voll Bonbons und einen Brief für die Gloriani brachte. Es war ein reizender Junge gewesen, wie aus einem Feenschloss entsprungen, seine Haut schwarz wie Ebenholz und ganz in Seide gekleidet. Die Gloriani hatte ein Pralliné gegessen, ein anderes Signol in den

Mund gesteckt und dann bei dem Lesen des Briefes fortwährend gelacht und gelacht. Die Persano hatte es unverschämt gefunden. Endlich hatte die Gloriani ausgerufen: ‚Ja, ja, ich will es, es ist zu drollig,‘ war aufgestanden und ohne guten Abend zu sagen immerfort lachend mit dem Negerknaben hinausgegangen. Alles war erstaunt zurückgeblieben. Wenige Minuten später hatte man das Rollen eines Wagens gehört.»

Als Brascasson das hörte, wurde er ganz roth vor Wuth und ballte die Fäuste.

«Der Vorfall ist ja nicht so gefährlich» sagte der Fürst, näher tretend.

«Herr!» schrie Brascasson, «Sie kennen die Gloriani nicht. Entwischt sie mir für eine Stunde, entwischt sie für immer. Sie ist kein Hund, den man am Bande führt, sie ist eine Löwin.»

«Den Teufel!»

«Wir müssen sie sofort wiederfinden! Kommen Sie schnell!»

Er zog ihn mit sich fort. In der Portierloge zogen sie Erkundigungen ein. Sie erfuhren aber nur wenig. In der That hatte ein Wagen vor dem Theater gewartet.

Es war ein Coupé, schöne, muthige Pferde und ein reich betresster Kutscher. Aber wer war im Wagen gewesen. Niemand wusste es. Die kleine Tochter des Portier sagte nur, sie sei auf das Geländer der Treppe geklettert und habe jemand darin erblickt, der wie ein junger Mann ausgesehen. Gloriane war herunter gekommen und hatte sich in das Coupé geworfen. Die Pferde hatten sofort angezogen und man hatte nur noch durch das Rollen der Räder das Lachen von zwei Stimmen gehört.

«Die Gloriani ist vielleicht einfach in das Hôtel gefahren,» sagte der Fürst.

«Jedenfalls müssen wir einmal nachsehen,» versetzte Brascasson.

Eine Droschke fuhr vorbei. Sie stiegen ein. «Kutscher! Zum Grand-Hôtel; Aber flott! Wir zahlen gut!» Aber auf dem Boulevard musste er Schritt fahren, weil viele Wagen im Wege standen, die mit Masken und Dominos besetzt waren. Auch mussten sie sich vorsehen, um nicht die Matrosen, die Schutzleute, die spanischen Ritter und die neapolitanischen Fischer umzufahren, die in dem feinen Regen zwischen den Wagen über Schmutz und Pfützen hin- und hersprangen, sich Strümpfe und Beinkleider bespritzend.

Auf den Befehl des wüthenden Brascasson machte der Kutscher einen anderen Weg, kam endlich zum Grand-Hôtel und fuhr auf den Hof. Die Kellner liefen herzu, weil sie glaubten, es kämen Fremde an. Sie versicherten, dass Madame Gloriani noch nicht angekommen sei. Dennoch sagte Brascasson nach einem Augenblick des Nachdenkens zum Fürsten Flédro: «Erwarten Sie mich» und sprang die Treppe hin-

an. Als er zurückkam, war er schwarz gekleidet.

«Nun?» fragte der Kammerherr, «wohin wollen wir?»

«Zur Oper.»

Brascasson hatte seine Idee. Gloriane hatte gesagt: «Ich will es, es ist zu drollig». Vielleicht hatte man sie zu einem Carnevalscherz aufgefordert. Er fasste daher einfach den Plan, noch während der Nacht alle Maskenfeste zu besuchen, bis er Gloriane gefunden. Ungeheures Unternehmen. Er zählte aber auf irgend einen glücklichen Zufall. Alles ist möglich, selbst das Unwahrscheinliche.

Der Kutscher fuhr wieder weiter und hielt nach wenigen Minuten in einer engen Strasse vor einem durch Gasflammen hell erleuchteten Hause. Die beiden Männer stiegen die wenigen Stufen der breiten Treppe hinauf in einem Gewirr von Schreien, Rufen und Gelächter. Rings umher sahen sie unter den dunklen Paletots

mit hochgeklappten Kragen die bunten Lappen der Maskenkostüme hervorblicken. Die Luft war voll von Staub und wurde unheimlich beleuchtet durch das gelbe Licht, das sich durch die Fensterläden drängte.

Das Foyer strahlte in Gold, Licht und Wärme. Mitunter zog ein rother oder gelber Domino einen Streifen durch die dichte Menge in schwarzen Anzügen, die überall herumstand und sich drängte. Der hell erleuchtete Saal, ganz erfüllt von nackten Armen und Schultern, glitzernd von Flittergold, dazu die rauschende Musik des Orchesters, bot den Anblick einer grossen Wiese dar, die voll von starkduftenden Blumen durch einen heissen Wind verdorrt. In den Gängen mitunter ein rothes Seidenkleid, in den fast verlassenen Ecken, in denen Bänke mit Sammt und abgeschabten Goldfranzen standen, irgend eine dicke Person, eine gähnende Renaissance, das Kinn auf den tief entblössten Hals gesenkt. In den Buffets wimmelte es von

schreienden und sich drängenden Kellnern, von hungrigen Leuten in schwarzen Anzügen. Viele sassen da, eine Schüssel auf den Knieen und fröhlich lachend über den Lärm der Gespräche und das Geräusch von Küssen — ein ungeheures Durcheinander, das nur mitunter durch den scharfen Ton eines zerbrochenen Glases durchbrochen wurde. In den Vorhallen, wo man sich zeigt, und in den Logen, in denen man sich verbirgt, überall suchten Brascasson und der Fürst Flédro-Schemyl ängstlich die Gloriane. Der Kammerherr betrachtete die Masken genau, während das Factotum in der Menge jede blosse Hand, jede entblösste Schulter mit einem Blick sah — denn er hätte garnicht das Gesicht zu sehen brauchen, um Frascuéla zu erkennen. Vergebene Anstrengungen. Gloriane war nicht in der Oper. Den Teufel auch! Sie gingen fort, müde, schwitzend — still und ohne ein Wort zu reden.

Der Kutscher fragte:

«Wohin soll ich fahren?»

«Ueberall hin, wo man tanzt,» schrie Brascasson.

In jener Nacht waren noch an anderen Orten mit hellerleuchteten Sälen und rauschenden Orchesterklängen Maskenbälle, die dem Opernhaus Concurrenz machten durch billigeres Entrée. Der Fiaker hielt auf einem der äusseren Boulevards, in den abgelegeneren Stadtvierteln, vor hohen, in Weiss und Gold strahlenden Portalen, aus denen laute Musik und helles Lachen ertönte. Darüber war ein Bogen von Gasflammen, die hier und dort schon erloschen. Inmitten hässlicher Gerüche und beizenden Qualms durcheilten der Kammerherr und der Friseur die weiten Säle, wo die gewöhnliche Menge in dem bunten Gewirr der Narrenkleider des Lichtes, des Wohlgeruches und des Lärms sich freut, während die Luft nach Schweiss und Wein duftet. «Gloriane kann nicht hier sein» sagte der Fürst. — «Wer weiss»? ant-

wortete Brascasson. Einer nach dem andern durchsuchten sie diese Rumpelkammern — diese Schmutzlöcher. Kein Resultat. Auch nirgends die geringste Aehnlichkeit, die ihnen einen Augenblick hätte Hoffnung erwecken können.

«Wohin soll ich fahren?» fragte der Kutscher.

Brascasson schrie:

«Ueberallhin, wo man zu Nacht isst.»

Sie durchsuchten, von höhnischem Geschrei begrüsst, die gewöhnlichen Restaurants, die voller Lärm, grell beleuchtet, von Stickluft und Fleischgerüchen erfüllt waren. Ueberall Klappern der Teller und der Messer, herumlaufende und sich drängende Kellner, demaskirte Mädchen, die sich über die Schüsseln beugen, mit den nackten Armen nach den Gläsern greifen. Ueber Wendeltreppen durch lange Gänge — während Dominos mit heruntergeschlagener Kapuze und sich leise unterhaltend ihre Hände frischten in dem Wasserstrahl, den ein kupferner

Schwan spie — erzwangen sie keck den Eintritt in die Kämmerchen, deren Oeffnung ihnen stets einen Hagel von Schimpfworten zuzog, während die Spiegel eine grosse Unordnung von rothen Chignons und rothen Krebsschalen zeigten. Sie durchschritten die Restaurants des Boulevard und die Kneipen der Halle, überall Gloriane suchend, aber vergebens. Zuletzt — als sie den Fiaker entlassen, weil das stöhnende Pferd halbtodt war — befanden sie sich in dem morgendlichen Getümmel des Marktes, ausser Athem, kraftlos, betäubt, mit brennenden Augen und die Nasen durch Schminke und Staub verstopft — ganz erfroren in dem frischen Morgenhauch, der die Strassen durchwehte, den frischen Geruch von rohem Gemüse mit sich führend.

Sie machten sich auf den Weg, ohne das geringste Wort zu sprechen, beide mit demselben Gedanken beschäftigt. Sie mussten zum Hôtel zurückkehren. Vielleicht war Gloriane

jetzt auch dort. Es war nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich. Der Fürst glaubte es sicher, obgleich er anfangs von der Aengstlichkeit seines Begleiters eingenommen war. Brascasson glaubte es nicht. Er kannte zu gut dieses wilde und ungebändigte Wesen, das sich von ihm mehr aus stolzer Gleichgültigkeit als aus Schwäche leiten liess und das Joch der Knechtschaft in jedem Moment abschütteln konnte. Ein Zufall hatte Frascuéla dem Brascasson in die Hände gegeben, nur ein zweiter Zufall konnte sie wiederbringen. Sie wiederbringen! In diesem Augenblick! In der Stunde, wo er durch einen unerwarteten Glücksfall auf dem Sprunge war, sie einem König als Geliebte zuzuspielen. Ah, zum Donnerwetter! Wenn er den Verführer der Gloriane zwischen den Fingern gehabt hätte, würde er ihn erdrosselt haben. Brascasson ballte die Faust und begann zu träumen, den Kopf auf die Brust gesenkt.

«Sehen Sie sich um,» rief der Fürst Flédro-Schemyl.

«Was?»

«Sehen Sie sich einmal um, sag ich.»

Brascasson erhob den Kopf. Er sah in dem grauen Nebel eine lange, verlassene, todtenstille Strasse, überall geschlossene Fensterläden; von Zeit zu Zeit ragten Bäume über die niedrigen Mauern, deren Aeste von dem dunkeln Nebel scharf abstachen. Hin und wieder sah man von einem Dach zum andern einen Vogel fliegen und dann mit lautem Schrei verschwinden.

Brascasson kannte die Strasse nicht. Er war erst vor wenigen Tagen in der Stadt angekommen. Der Kammerherr war schon mehrmals dort gewesen, war aber stets nach kurzem Aufenthalt abgereist. In dem Glauben, nach dem Grand-Hôtel zu gehen, hatten sich die Beiden im Wege versehen und jetzt vollständig verirrt.

«Was thut das?» sagte Brascasson, dem

die Aufregung jeden Gedanken an Schlaf raubte.

«Wir finden unsern Weg doch.»

«Darum handelt es sich jetzt nicht. Sehen Sie doch nur vor sich. Sind Sie blind?»

Die Glasthür einer der Kneipen, die in den reichen Vierteln nicht selten sind und wohin die englischen Kutscher und Grooms gehen um Ale zu trinken und Schinken zu essen, leuchtete matt in einiger Entfernung. Jedenfalls hatte ihr Besitzer die Carnevalnacht dazu benutzt, um den Jokeys, die in guten Verhältnissen, ein nächtliches Mahl zu veranstalten. Vor dieser Thür, die soeben geschlossen, die Umrisse einer kleinen, schwankenden, stolpernden Gestalt, deren buntes Kostüm mit seinen reichen Verzierungen hell durch den bläulichen Nebel schimmerte. Der dunkle, schwarze Kopf mit den weissen Zähnen und den weissen Augen stach grell von dem bunten Anzug ab, — es sah aus wie eine glatte, grosse Kugel von Ebenholz, die mit Perlmutter verziert ist.

Brascasson sagte:

«Der kleine Neger, der Gloriane abgeholt hat.»

«Jawohl. Es kann sein!» sagte der Fürst. «Er hat genau das Kostüm an, wie es der Theaterdiener beschrieben. Alle Wetter! Das wäre ein seltner Fang. Wir müssen den kleinen Menschen ausfragen.»

«Nein!»

«Warum nicht?»

«Sehen Sie doch, wie er aussieht. Er hat die ganze Nacht hindurch in der Kneipe gegessen und getrunken. Ferner wird man ihm strenges Stillschweigen anbefohlen haben, und betrunken oder nicht, werden wir nichts aus ihm herauslocken.»

«Aber zum Teufel! Er geht ja fort! Was sollen wir machen?»

«Ihm folgen,» sagte Brascasson.

Sie setzten dem merkwürdigen Negerbuben nach, der sich in dem Halbdunkel langsam entfernte. Mitunter blieb er stehen, bückte sich,

stemmte die Hände auf das Knie und fing an zu lachen.

«Fürchterlich betrunken,» sagte Brascasson.

«Wohin, zum Teufel, wird er uns führen?» fragte der Fürst, in dessen Füssen und Schultern die lange, nächtliche Herumstreiferei heftiges Stechen, die Vorläufer des Rheumatismus hervorgerufen hatte.

Der Neger bog in eine andere Strasse ein, sich mit der Hand um die Mauerecke herum fühlend.

Brascasson sagte lebhaft:

«Der Wagen!»

In der That stand vor dem sehr hohen und breiten Portal eines kleinen Hauses ein Coupé, überragt von einem breiten braunen Mantel mit heraufgeschlagenem Kragen, auf den ein goldbetresster Hut mit einer Kokarde sass. Von Zeit zu Zeit hörte man das Scharren eines Pferdes auf dem Pflaster, das erwachend seine Mähne schüttelte.

Mit einem Freudensprunge kam der kleine Neger bei dem Portal an. Er betrachtete den Wagen, klammerte sich mit beiden Händen an eins der Räder, kletterte hinauf, blies seine schwarzen, im Schein der Laterne glänzenden Backen auf und pustete dem eingeschlafenen Kutscher in das Gesicht. Derselbe antwortete diesen Spass mit einem dumpfen Schnarchen. Darauf stieg der kleine Neger herunter, fortwährend schwankend in seinem bunten Kostüm, ging zum Thor, suchte tastend den kupfernen Knopf der Klingel und zog. Eine helle Glocke ertönte in der Ferne.

«Er entwischt uns!» sagte der Fürst.

«Warten Sie nur!» war die Antwort Brascassons. Die Thür öffnete sich, der kleine Neger, den Kopf voran, stürzte hinein und verschwand. Aber bevor der Thürflügel zuschlug, lief Brascasson vor und hielt ihn mit der rechten Hand zurück, während er mit der anderen darauf schlug, um den dumpfen Ton

nachzuahmen, den das Zuwerfen einer Thür verursacht.

Dann wartete er lauschend.

Kein Geräusch ausser den schlürfenden Schritten des Negers auf den Steinplatten und endlich das dumpfe Geräusch eines Falles.

Dann alles still.

«Treten wir ein!» sagte Brascasson.

«Den Teufel auch!» antwortete der Kammerherr zurückfahrend.

«Was giebt es denn?»

«Da würden wir wahrscheinlich für Diebe gehalten werden, mein Herr!»

«Verzichten Sie darauf, Gloriane in den Opern Hans Hammer's auftreten zu sehen?»

«Gut. Treten wir ein!» sagte der Fürst.

Brascasson öffnete leise den Thürflügel und legte ihn sacht an, um im Fall dass jemand käme den Weg zur Flucht sicher zu haben.

Sie waren rings von tiefer Dunkelheit und tiefem Stillschweigen umgeben. Dennoch drang

zu ihnen, wie in einem Tunnel, durch eine runde Oeffnung ein frischer Luftzug und Bäume, deren Zweige man nicht sah, zeichneten ihre dunklen Stämme auf dem matten Weiss einer entfernten Wand.

«Hierher!» sagte Brascasson.

Er hatte sich mit den Händen an der Wand entlang gefühlt, war einem glatten Gegenstand tastend gefolgt — jedenfalls einer Stuckverzierung — und hatte sich eben an den Rahmen eines Fensters gestossen.

«Die Thür, die zur Treppe führt», setzte er hinzu. «Kommen Sie nur!»

Der Fürst folgte, ihn an den Schultern haltend.

Sie stiegen in der schwarzen Finsterniss einige Stufen empor, fortwährend in Furcht, sich plötzlich von Leuten mit Lichtern umgeben zu sehen.

«Was ist das hier?» sagte Brascasson.

Er hatte mit dem Fuss an etwas Rundes und

Weiches gestossen, das auf der Treppe lag und sich nicht rührte. Er bückte sich, streifte mit den Händen über das Etwas, das quer auf der Treppe lag, und fühlte Seide zwischen den Fingern.

«Der Negerknabe. Er ist in seiner Betrunkenheit wie todt hingefallen.»

Sie stiegen über den kleinen Menschen hinweg. Ihre Füsse gingen jetzt auf irgend einem weichen Gegenstand, jedenfalls einem Teppich. Brascasson, der das Geländer erfasst, fühlte Sammt unter seiner Hand.

Sie stiegen langsam hinauf, ohne zu sprechen und den Athem anhaltend.

Ein Murmeln drang zu ihren Ohren. Sie hörten das fröhliche Lachen einer hellen Stimme, dann ein dumpfes Geräusch, vielleicht von Küssen, wie das Zwitschern kleiner Vögel in ihrem Moosnest. Zu derselben Zeit unbestimmte Wohlgerüche, die von Zeit zu Zeit stärker wurden, und warm, wie sie waren, von Lichtern

oder den Schüsseln eines benachbarten Gastmahls herrühren konnten.

Noch wenige Stufen. Sie waren auf dem Teppich eines Treppenabsatzes, zwischen Thüren, die sie mehr vermutheten, als sahen. Das Geräusch wurde lauter, der Geruch stärker. Sie hörten, durch die Tapeten gedämpft, Lachen und Seufzen, und Worte, die im Rauschen von Sammt und Seide erstarben. Brascasson bemerkte auf der dunklen Wand einen schwachen, goldnen Lichtschein, fortwährend durch die Franzen eines Vorhangs hin und her bewegt.

«Gloriane ist hier», sagte er.

«So gehen wir hinein,» antwortete der Fürst, der anfing, Muth zu fassen.

Sie gingen langsam vor, durch den Lichtschein geleitet. Aber Brascasson stiess mit dem Knie an einen Stuhl und fiel lärmend hin.

Eine Thür ging auf, man sah helles Licht, weisse Porcellansachen und die goldenen Haare einer Frau. Eine andere Frau trat herein, einen

Armleuchter in der Hand, eine dürre, winzige aber lebhafte Figur.

«Frau von Soïnoff!» rief der Kammerherr.

Sie fing an zu lachen.

«Ah,» sagte sie, «Fürst Flédro? Was machen Sie hier? Von wo kommen Sie? Wissen Sie, dass Sie eine ungeheure Unschicklichkeit begangen, dass ich Ihnen das nicht vergeben würde, wenn es nicht so etwas Ausserordentliches wäre. Aber ich kann dem nicht böse sein, den ich bewundere. Wie haben Sie uns entdeckt? Sie sind doch geschickter, als ich glaubte. Ich wünsche Ihnen Glück dazu! Sie sind keiner von den gewöhnlichen Diplomaten, sondern unternehmend, kühn und erfindungsreich. Selbst mein Mann, der doch aus Talleyrand's Schule ist, würde mich heut Nacht nicht entdeckt haben. Aber weshalb suchen Sie uns? Ah, wohl weil Gloriane so plötzlich verschwunden ist. Hat man mich doch in dem Wagen erkannt, im Frack und hohen Hut? Und

Sie haben alles vermuthet? Das ist sehr gut, in der That! Dieser Herr da bei Ihnen muss Herr Brascasson sein. Die Frascuéla hat von ihm erzählt. Sie hatten Furcht, dass dieselbe überhaupt nie wiederkommen würde? Wir haben sie nicht aufgegessen, glauben Sie es nur. Kurz, Sie wollen Frascuéla, nicht wahr? Zu guter Stunde. Ich werde ihr sagen, dass Herr Brascasson auf sie wartet. Aber das ist gleich. Sie haben mich in Schrecken gesetzt, dadurch dass Sie so eindrangen. Wir glaubten einen Augenblick, dass es . . . . O, nicht doch —»

Die beiden Männer betrachteten sie verdutzt, während sie ihnen die Worte in das Gesicht warf und sie laut anlachte.

Sie drehte sich um, öffnete die Thür ein wenig — gerade soweit, dass man zwei Finger hindurchstecken konnte — legte den Mund an die Spalte und rief mit lauter Stimme hindurch:

«Gloriane!»

Eine hohe Gestalt mit goldigen Haaren erschien hinter der engen Oeffnung.

«Nein...die andere!» sagte Frau von Soïnoff, ganz geschüttelt von Lachschauern.

Die Spalte wurde grösser und Gloriane schlüpfte durch die Thürflügel, die sich schnell hinter ihr schlossen. Sie war ganz von den hochrothen Haaren umgeben und hatte ihren Pelzmantel nur leicht umgeworfen.

Brascasson sprang wie ein Tiger auf sie los und zog sie auf die Treppe während Frau von Soïnoff sich über das Geländer beugte und herunterleuchtend nachrief:

«Nehmen Sie meinen Wagen, Gloriane!»

Dann wandte sie sich zu dem Kammerherrn, der immer noch ganz starr vor Verwunderung dastand.

«Folgen Sie schnell!» sagte sie.

«Aber, gnädige Frau . . .»

«Was denn?»

«Wollen Sie mir nicht erklären . . .»

«Ist hier irgend etwas zu erklären?» fragte Frau von Soïnoff. «Ist nicht alles ganz klar?»

«Nein, im Gegentheil! Es ist alles sehr mysteriös.»

«So? Finden Sie? Aber was macht das? Haben Sie etwas zu verlangen? Worüber beklagen Sie sich? Sie suchten Gloriane: Sie haben dieselbe gefunden; Sie wollten ein Bild der Königin haben: ich gebe Ihnen ein lebendes! Ich erwartete dafür Dankbarkeit, Fürst Flédro-Schemyl! Verdanken Sie mir nicht die Entdeckung dieser Aehnlichkeit, die Ihr Glück machen wird? Ich war es, die das Kleid schickte, damit Sie es wissen! Kurz, um Ihnen zu willfahren, habe ich Thorheiten begangen. Aber Sie sind ein undankbarer Mensch. Jawohl. Sie bedanken sich nicht einmal und reisen einfach ab.»

«Verzeihung.»

«Was giebt es noch. Wir wollen sehen. Sprechen Sie!»

«Wo befinden wir uns?»

«Weiss man immer, wo man ist Zu Hause ist man oder irgend wo anders, je nach den Abenteuern. Es giebt Häuser, die uns gehören, und wo wir fast immer wohnen. Es giebt aber auch andere, die gar nicht so aussehen, als ob sie uns gehören und in die wir nur bisweilen gehen. Aber wer denkt denn daran, darnach zu fragen, in welchem von unsern Häusern wir uns befinden? Und gesetzt, dass man es selbst weiss, ist da Grund vorhanden, es zu sagen? Jetzt habe ich Ihnen geantwortet; gehen Sie also wieder fort!»

«Nur noch ein Wort! Weshalb brachten Sie Frascuéla hierher?»

«Sie sind zu neugierig. Bin ich verpflichtet, Ihnen alles zu erzählen? Denken Sie darüber nach, vermuthen Sie es, wenn Sie können. Wer weiss, ob die Sache nicht gar mit der Politik zusammenhängt. Ich bin Botschafterin, Fürst Flédro! Ich habe mir vielleicht die zur

Freundin machen wollen, die bald die Herrin eines Königs sein wird; im Fall eines Krieges mit Preussen — alles ist ja möglich — würde die Neutralität Thüringens sehr wünschenswerth sein. Es giebt so manche Gedanken, die durch den Kopf einer Frau gehen können — oder besser zweier Frauen. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, wir sind jetzt sehr ernst, sehr still und sehr fromm. Ich bin fromm, wie eine Italienerin, sie wie eine Spanierin. Aber, mein Gott! Es giebt doch Stunden, wo man auch einmal wieder etwas vergnügt sein will. Ich gehe morgen zur Beichte, aber ich habe nichts zu büssen. Doch ich rede Ihnen da lauter Thorheiten vor und es ist kein Wort Wahrheit dabei. Ich möchte Sie fragen, wenn ich die Königin liebe, ob das ein Grund ist, dass ich auch ihr Bild gern einmal in der Nähe sehen will, und ob die Besuche des langen Menschen, der die Bärenwacht sang, nicht dazu beitrugen, um in uns das Verlangen zu erwecken, die

Gloriani bei einem wahren Gastmahl mit weinfeuchten Lippen den Trinkspruch der Traviata singen zu hören?»

Während sie ihm diese Worte leise zuflüsterte, stiess sie ihn die Treppe hinab und rief dann, laut auflachend:

«Die Gloriani ist ein schreckliches Weib und die Tugend Ihres Königs wird zu thun bekommen.»

Darauf öffnete sie die Thür, verschwand in dem Lichtmeer, zu dem dieselbe führte, und schloss sie schnell.

Der Fürst fühlte sich in dem tiefen Dunkel zur Treppe. Er horchte. Man lachte leise, und flüsterte mit leiser Stimme Worte, die wie Schmeicheleien klangen. Er tastete sich langsam und vorsichtig die Treppe hinunter und fand Gloriane und Brascasson im Wagen auf ihn warten.

Am nächsten Morgen, mit dem Zug um 9 Uhr 40 Minuten, fuhr der Kammerherr des

Königs Friedrich II. mit der Primadonna und ihrem Friseur nach Nonnenburg, das deshalb so heisst, weil Luitpold der Löwe dort den Grund zu einem frommen Stift legte, wo jetzt die Hauptstadt von Thüringen steht.

ZWEITES BUCH.

Friedrich und Lisi.

I.

Auf dem weissen Gipfel eines Berges in dem kalten, unfreundlichen Thüringen sass ein junger Hirt in einem schneebedeckten Abhang und blies die Flöte. Es war früh Morgens.

Unter ihm lag der grosse Kreis der Alpen, bedeckt mit Granittrümmern und mit grünen Tannen bewachsen. Sie senkten sich tief hinab, bis in tiefe, dunkle, nebelschwangere Schluchten. In dem Azurblau des Himmels, nur hier und da durch weisse Nebelstreifen unterbrochen,

und den feinen Schneewolken, die der sanfte Lufthauch aufwirbelte, glänzten hell die Strahlen der Januarsonne. Die mit Eis überzogenen Felsblöcke und die klare Schneedecke glitzerten in dem goldenen Sonnenschein, der die kleinen Eiszapfen an den Nadeln der Bäume wie grosse Kronleuchter funkeln liess.

Schlank und gross, ein bleiches Gesicht von dunkeln Locken umrahmt, die Augen tiefblau wie der Himmel oder ein schöner See, — gleich denen eines schönen jungen Mädchens — stand der junge Hirt allein in der weiten Einöde. Ganz in weisses Pelzwerk gekleidet, sah er aus, als ob auch er von Schnee wäre.

Die langsame, klare, oft durch Pausen unterbrochene Weise, die er spielte, entperlte dem Instrument klar und hell und deutlich, wie eine gefrorene Quelle, die zu schmelzen beginnt.

Er hörte auf zu spielen und neigte das

Haupt um zu lauschen. Er schien ein Echo zu erwarten. Alles still. Kein Ton. Nur ein grosser Stein, durch den Wind losgelöst, rollte den weissen Abhang herunter und blieb krachend in einem Dorngestrüpp liegen.

Er sah sich traurig um in der Todtenstille. Den Kopf unmuthig geneigt, wie einer der die Geliebte erwartet, wenn sie zur versprochenen Zeit nicht erscheint, hätte man glauben können, dass er eine Antwort von dem Stillschweigen erwarte, oder ein Wesen inmitten der unbewegten Schneefläche.

Er streckte die Arme aus, als ob er eine Umarmung erwartete, aber sie sanken langsam herab. Ueber sein Gesicht zuckte es melancholisch, er hatte die Wolken nicht an das Herz drücken können.

Er setzte die Flöte wieder an die Lippen. Die sanfte Weise, vielleicht ein verabredetes Zeichen, ertönte noch einmal in dem sanften Wehen des Windes.

Jedem Ton antwortete ein anderer aus weiter Ferne, aber klar und lieblich.

Er seufzte, eine plötzliche Röthe überzog sein Gesicht und mit freudefunkelnden Augen fuhr er fort zu spielen, von Zeit zu Zeit einhaltend, um dem Echo dort unten zu lauschen.

Das Echo war der Gesang der Fee der Einöde, die mährchenhafte Nachtigall der Berge, die man bisweilen hört, aber niemals sieht. In der melancholischen Stimmung dieser weissen Winterlandschaft glich diese Vogelstimme, welche die Töne der Flöte wiederholte, wie die Antwort des Ideals auf einen Traum.

Der Hirt spielte weiter, immer schneller, feuriger und aufgeregter. Die Fee der Einöde, die sich offenbar genähert und aus irgend einer Felsenhöhle ihren Gesang erschallen liess, steigerte auch ihre Melodie in demselben Maasse, wie die Töne der Flöte schneller

entperlten. Es waren nicht überspannte, alltägliche Klagen, sondern zwei fröhliche, feurige Melodien, die sich suchten, sich flohen und sich wiedervereinigten, wie der zierliche Flug zweier verliebter Libellen im goldnen, warmen Sonnenschein.

Plötzlich brach das Flötenspiel ab und auch der Vogelgesang erstarb in dem Rauschen der Schwingen, auf denen die Fee davoneilte.

Der Hirt wandte sich bleich vor Zorn um; er hatte Geräusch von Schritten vernommen.

In der That näherte sich eine Person, mühsam durch den Schnee watend — ein sehr junger, starker, blonder Mensch mit rosigem fröhlichem Antlitz. Er trug eine Jägermütze mit langen Federn und von der Schulter hing über sein grünes, goldverziertes Jagdwamms ein Büffelhorn herab.

«Was willst Du, Karl?» fragte der Hirt mit heftiger Stimme.

«Sire», antwortete der andere sich tief verneigend, «Ihre Mutter ist aus Berlin zurückgekehrt und wünscht Seine Majestät zu sprechen.»

«Ah, Du hast mich verrathen!» sagte der König, zornig einen Schritt vortretend.

«Wolle sich Seine Majestät in Acht nehmen!» bemerkte Karl lächelnd. «Wenn Sie sich noch nähern, werde ich aus Respect zurückweichen müssen und werde in den Abgrund stürzen.»

Der König versetzte, seine feinen blassen Lippen voll Verachtung kräuselnd:

«Nun, dann stirbst Du eben! Hängst Du noch an dem Leben, Knabe? Macht es Dir Vergnügen, die Dummheit der Männer und den Leichtsinn der Weiber zu sehen? Ich sage Dir Karl, die ganze Menge der Sterblichen ist weniger werth als die Schneewolke, die der Wind dort dahinträgt, und alle Worte, die seit dem Stammeln des Erstgeborenen zur

ersten Mutter über die Lippen des Menschen kamen, wiegen nicht den Gesang des Vogels auf, den Du eben verscheucht hast!»

So sprach er, bitter und melancholisch, fast wild und doch schön — wie ein sehr junger Hamlet, dem Shakespeare eine Rolle gegeben haben würde in der Féerie, betitelt: Der Wintermorgentraum.

Nach kurzem Träumen setzte er sich auf den Schnee und sagte:

«Schnell! Erkläre Dich! Hast Du das Geheimniss meines Aufenthalts verrathen?»

Karl versuchte seinem runden, fröhlichen Gesicht einen Ausdruck von Würde zu verleihen und sagte, schnell und in einem Ton, als ob er etwas Eingelerntes hersage:

«Sire! Die politische Lage des Königreichs ist sehr gefährlich! Ich muss Seiner Majestät mit Bedauern mittheilen, dass die Wahlen nicht so gut ausgefallen sind, wie die geschickten Dispositionen Ihrer Minister es

erwarten liessen. Trotzdem die Candidaten empfohlen und ein Gesetz die Zahl der Wahlversammlungen beschränkt, hat die klerikale Partei der Patristen nur einen mittelmässigen Erfolg erlangt. Die Empfehlungen der Bischöfe haben das Volk mehr verwirrt als überzeugt, das Volk, das durch den Gedanken an ein einiges deutsches Vaterland begeistert ist. Viele National-Liberale, das heisst Preussisch-Gesinnte und Ketzer sind mit grosser Majorität gewählt. Wohin soll das führen? Ich habe die Ehre gehabt zu hören, dass der Präsident des Staatsrathes sagte: Falls ein Krieg entstände und Thüringen ein Bündniss mit Preussen schlösse, würden die Liberalen sicher die Gelegenheit ergreifen, unsere katholische Nation mit dem protestantischen Volk eng zu verbinden.

Ferner ist es wahrscheinlich, dass die neuen Deputirten Ihrem Minister der schönen Künste die 20 Millionen verweigern werden, von denen

das Theater Hans Hammer's gebaut werden soll. Man spricht von einer unverschämten Bittschrift, in welcher Seine Majestät «gebeten» werden soll, den Hans Hammer aus dem Königreiche zu vertreiben — fast so, wie Friedrich I. «gebeten» wurde, die Mona Kharis zu vertreiben.»

Karl schwieg ausser Athem. Der König sprang auf und rief mit zuckenden Lippen und wuthsprühenden Augen:

«Sie verweigern mir das Geld, das ich zu Meinem Ruhm und dem Meines Landes brauche!» und die Flöte schwingend: «Sie verlangen, dass ich den verbanne, der allein gross ist unter den Menschen, der mir allein theuer ist! Bei Gott! Ich werde wie der junge Ludwig von Frankreich in mein Parlament eintreten, im Jagdkleid, den Hut auf dem Kopf, ich werde meine Sporen klirren lassen und sie werden ihren Willen meiner Peitsche fügen.»

«Wahrhaftig!» sagte Karl laut auflachend. «Ich werde hinter Seiner Majestät eintreten und mein Horn blasen, bei dessen Ton alle die Advocaten fliehen werden wie furchtsame Rehe. Aber was der König macht und machen kann, das können die Minister nicht versuchen! Daher rührt ja ihre Unruhe! Denken Sie doch daran, Majestät! Vor zwanzig Tagen haben die Kammerdiener Seiner Majestät endlich gemerkt, dass es nicht Friedrich II. sei, sondern eine Puppe im Kostüm des Oberon, die, ihnen den Rücken zuwendend, wie träumend auf der Bank am Ufer des kleinen Sees sass, dicht bei der Grotte der Titania! Seitdem ist der ganze Hof in Aufregung. Ihre Edelknappen eilen von Tagesanbruch an von Zimmer zu Zimmer, von Garten zu Garten, ihren Herrn ängstlich und bestürzt aufsuchend. Andere steigen zu Pferde, reiten nach Rosenburg oder Sirenenschloss und kommen am andern Tage niedergeschlagen und ohne

Resultat wieder. Und gar die Minister sind wirklich bemitleidenswerth. Herr von Louisberg liess bei der Nachricht von Ihrem Verschwundensein seine Tabaksdose fallen, ohne es zu merken und morgen werden es drei Wochen, dass er die zwei Finger immer in die leere Höhlung der Hand steckt und sich Prisen von Luft in die Nase stopft. Trotzdem niest er aber aus Gewohnheit.»

Karl fuhr dann fort, noch stärker lachend:

«Der Graf von Lilienthal trinkt des Morgens seine 14 Seidel Bier im Franciscaner-Kloster nicht mehr und sieht doch den ganzen Tag wie betrunken aus. Es berauscht ihn der Gedanke, dass er nicht voll ist. Seine Majestät wird Herrn von Lohenkranz nicht wiedererkennen! Sein Bauch ist ganz zusammengeschrumpft, aus der Biertonne ein Häringsfass geworden. Und dann der Baron von Storkhaus. Er ging gestern durch die Johann-Joseph-Strasse, nach seiner Gewohnheit den

Hut in der Hand und grüsste den Wagen des österreichischen Botschafters durch Abnehmen der Perrücke! Wahrhaftig, ich konnte diesen erbärmlichen Zustand der Staatsräthe nicht mehr sehen. Ich vermochte ihren Bitten nicht zu widerstehen — denn man wusste wohl, dass ich auf dem Laufenden war. Ich sagte dem Kriegsminister, Seine Majestät wäre nach Holland gegangen, um eine schwarz und rothe Tulpe zu sehen, die jetzt zum ersten Mal blühe; ich habe dem Justizminister entdeckt, der König habe die Minuten zählen wollen, in denen sich eine in den Malstroem geworfene Daunenfeder drehe ohne zu verschwinden. Den Finanzminister habe ich davon unterrichtet, dass Friedrich II. augenblicklich an der Südküste von Grönland jage, wo man in diesem Jahr, sicheren Nachrichten zufolge, eine ausserordentlich grosse Menge blauer Füchse anträfe.

Ich habe mich nicht enthalten können, dem Kultusminister, dem Präsidenten des Rathes,

mitzutheilen, dass sein Herr es für gut befunden habe, eine Wanderung nach Mekka zu unternehmen und, um nicht erkannt zu werden, sich einem Zug Tziganer angeschlossen habe, der das Tambourin spielend jetzt gen Arabien zöge. Um die Wahrheit zu sagen, ich weiss nicht, ob man es mir geglaubt hat. Aber der Baron von Storkhaus hörte mir mit so gespannter Miene zu, dass ich nicht erstaunt sein würde, wenn er eine Karavane zusammenbrächte um Seine Majestät auf Kamelen aufzusuchen. Wissen Sie, dass die Aufregung in der Stadt nicht weniger gross ist, als am Hof! Ihre grossen, langsamen, trägen Thüringer, die mehr rollenden Bierfässern als gehenden Menschen gleichen und die, wenn man sie anzapfte, genügen würden, um den Durst von ganz Nord- und Süddeutschland zu stillen, — diese grossen dicken Thüringer benehmen sich jetzt wie verstörte und herumhüpfende Zeitungscorrespondenten bei einem feierlichen Fest.

Ganz Nonnenburg ist ein Tohu-wabohu von Fragen und Antworten. Am Morgen vergessen die Professoren auf dem Katheder darauf Gott zu verleugnen und beschäftigen sich mit dem Aufenthaltsort des Königs, und die Studenten, die bei den Fontainen in den Anlagen herumspazieren, fragen sich gegenseitig ganz ängstlich, ob sie noch Credit in der Restauration zur Germania haben werden und wann Seine Majestät in die Hauptstadt zurückkehren wird! Die Artilleristen, welche auf den Kasernenhöfen die Mündungen der Kanonen putzen, die Ihnen Ihr Vetter von Preussen geschenkt hat, die Schreiber, die sich in den düsteren Bureaus mit den Federn hinter den Ohren kratzen, die Maler, die in den Ateliers eine von Lilien und Rosen umgebene Eva von Dürer oder eine Venus nach Overbeck malen — alle schreien sie, weil sie nicht wissen, was aus ihrem König geworden ist, ihrem König, der heftig ist wie eine Kanonenkugel, schönschreibt wie ein Pro-

fessor der Schreibkunst und schöner ist als alle Weiber und Göttinnen? Kein Würstl wird in dem Hofbräuhaus gegessen, ohne dass der Käufer mit vollem Munde ausrief: «Donnerwetter, wohin ist nur Friedrich II. gegangen?» Die Bettelmönche fordern Almosen und Nachrichten von Seiner Majestät. Ich will von dem teuflischen Satyr davongetragen werden, der in den Höhlen des Venusberg die Nymphen küsst, wenn mich nicht Ottilia gestern Abend gefragt hat, nachdem sie etwas von dem weissen Schaum auf meinem Glase genippt hatte: «Ist es wahr, dass der Fürst Bleichsucht — wie man Sie nennt — in das Feenland versetzt ist und uns nicht eher zurückgegeben wird, als bis er mit der Feenkönigin zwei Kinder erzeugt hat, einen Knaben und ein Mädchen?» Ich habe ihr geantwortet: «Er wird in 9 Monaten wiederkommen, denn man erhofft Zwillinge!»

«Du hättest besser gethan zu schweigen,

anstatt zu lügen», sagte der junge König streng.

«Ich habe es vorgezogen zu schweigen, indem ich allesmögliche sprach. Kein Geheimniss ist sicherer, als wenn man es durch eine geschickte Lüge verbirgt. Und es würde auch niemand Majestät gefunden haben, wenn nicht Ihre Mutter aus Berlin zurückgekehrt wäre. Oh, Majestät! Die Königin Thekla ist eine schrecklich scharfsinnige Person. Sie wollte weder die Geschichte von der Tulpe in Holland glauben, noch die von der Daunenfeder, noch die von den blauen Füchsen in Grönland und der Wanderung der Tziganer. Auch das Mährchen von den verlangten Zwillingen der Feenkönigin erregte ihr nur ein Lächeln, das grosse Geringschätzung über mein Talent als Erzähler zeigte. Als sie mich fragte: «Wo ist der König!» sah sie mich mit Augen an, die einem Angst einflössen können. Trotzdem würde ich nichts gesagt haben — gewiss nicht, nicht das Ge-

ringste — wenn die Königin Thekla nicht gedroht hätte . . . . .»

«Meine Mutter hat Dir gedroht, Dir, meinem kleinen Diener?»

«Mir! Nein, nicht offen! Aber in dem Augenblick, als sie mich fragte, waren wir in dem Garten der Residenz, am Ufer des See's. Der Schwan, der schon mehr als einmal die Barke gezogen, in der Sie bei klarem Mondschein als Ritter des heiligen Gral verkleidet zu träumen pflegen, schwamm dicht am Ufer und zupfte die grünen Blätter des Rasens ab. Die Königin sah dies werthvolle Thier mit einem Blick an, der mich zittern machte. Wenn ich nicht eingewilligt hätte, Majestät aufzusuchen, würde Ihr Schwan nicht mit Parcival, sondern mit Ihrem wiener Koch zu thun bekommen haben und ich wäre dem ausgesetzt gewesen, in schöner Sauce mit Confituren das Bein oder den Flügel des göttlichen Vogels zu

essen, der an einer Goldkette das Boot Lohengrin's zieht.»

Der König sagte nach kurzem Besinnen: «Hast Du vermuthet, was mir meine Mutter sagen will?»

«Jedenfalls etwas sehr Unangenehmes, weil die Königin aus Preussen kommt und weil sie nach ihrer Ankunft den Prior der Franciscaner kommen liess. Alles Böse, was uns von Menschen angethan werden kann, kommt von dem grossen Dumarque und den Bruder Benignus hat Gott zum Ueberbringer seiner Neckereien ausgesucht. Wahrscheinlich werden die Königin und der Prior Majestät lange von den Intriguen der Preussen und den kirchlichen Interessen des Königreichs unterhalten. Das wird eine Freude werden! Wenn uns nur der Himmel vor den übrigen Sachen bewahrt. Der politische Discurs und die Predigt des Franciscaners sind noch nicht das schlimmste!»

«Was giebt es noch zu fürchten?»

«Eine Hochzeit! Sire!»

Der König erröthete plötzlich bis in den Nacken, wie ein junges Mädchen.

Er sprach hastig und mit zitternder Stimme: «Erkläre Dich, Karl! Alles, was Du erfahren hast, erzähle mir.»

«Sire, ich weiss nichts sicheres, aber ich habe Verdacht, dass es sich um eine sehr beunruhigende Sache handelt, die keineswegs nach dem Geschmack Seiner Majestät ist.»

«Was für Verdacht hegst Du? Sage es.»

«Die Königin ist Nachts und unerwartet in Nonnenburg angekommen. Sie ist heimlich in die Residenz eingezogen, ohne dass ein Trompeter geblasen oder ein Trommler Generalmarsch geschlagen.»

«Meine Mutter ist ein stolzer Geist, der sogar die Gesetze der Etiquette verachtet.»

«Was Ihre Mutter diesmal verhindern wollte, ist nicht der Pomp eines grossartigen Empfangs, sondern . . .»

«Nun was?»

«Die Neugier der Hofdamen und der Kammerdiener.»

«Liegt es ihr daran, ihre Anwesenheit zu verbergen?»

«Die ihrige nicht, aber die zweier Personen, welche sie begleiteten.»

«Meine Mutter ist nicht allein angekommen?»

«Wissen Sie, Majestät, dass ich von einem Vogel und den Schritten einer Katze träumte? In der Nacht vorgestern hörte ich leise die Flügel des grossen Thores am Schloss öffnen. Wer kam zu solcher Zeit? Sie vielleicht. Ich sprang aus dem Bett und lief die Stiegen herab, mich unterwegs ankleidend. Schatten glitten durch den gewölbten Gang, denen der Castellan mit einer Laterne voranging.

Ich duckte mich im Schatten der Wand, dicht bei der grossen Statue von Maximilian-Christoph zusammen. Ich erkannte Ihre Mutter und sah, dass ihr zwei Frauen folgten.»

«Hast Du sie auch erkannt?»

«Nein, Sire! Ich konnte kaum erkennen, dass die beiden Frauen wie Büsser am Allerseelentag bekleidet waren. Ich habe nur vermuthet, dass die eine der Ankömmlinge, deren Kopf unter dem Schleier wackelte, eine sehr alte Person sei; sie hatte ganz das Aussehen und das Benehmen einer ehrwürdigen Ehrendame.»

«Und die andere?» fragte der König.

«Die andere ging entschlossen, leicht und fast fröhlich vor, sie schien sich über das Geheimnissvolle des Einzuges zu freuen. Ihre Augen leuchteten fröhlich durch den Schleier hindurch und die Zähne blitzten, als ob sie lache. Es ist kein Zweifel: höchstens 17 Jahr.»

Der König erröthete noch stärker und wandte den Kopf ab.

«Hast Du Dich am nächsten Tage informirt?»

«Natürlich, Majestät! Aber niemand hatte

die beiden Personen gesehen ausser dem Kastellan, dem man ohne Zweifel Stillschweigen geboten. Er sagte: ‚Sie haben geträumt, Herr Karl!‘ Darauf begann ich selbst zu suchen. Es giebt kein Zimmer in dem Schlosse, kein Gartenhaus, wo ich nicht gewesen, das ich nicht durchstöbert. Vergeblich. Alles leer und still: wie nach dem Verschwinden von Geistern.»

«Sind sie wieder abgereist?»

«Ich bin fest vom Gegentheil überzeugt.»

«Und dennoch . . .»

«Oh, Sire, Sie wissen wohl, dass es Gemächer giebt, in die ich nicht eindringen kann.»

«Welche?»

«Die der Königin Thekla.»

«Und Du glaubst, dass sich die beiden Frauen bei meiner Mutter aufhalten?»

«Ob ich es glaube? Ich weiss es sicher. Wissen Sie, dass im Betzimmer der Königin eine Orgel steht?»

«Jawohl.»

«Nun, als ich gestern Abend auf der Lauer lag unter den Fenstern des Betzimmers, hörte ich . . .»

«Meine Mutter spielt aber vorzüglich Orgel.»

«Ja, aber sie spielt fast täglich dieselben traurigen Psalmen oder ein frommes Andante. Sire! Ich habe das Allegro aus der Verlobungsscene des Schwanenritters gehört!»

Der König wurde von Frost geschüttelt. Er ging auf der Schneefläche unruhig hin und her. Er griff mit beiden Händen nach dem Kopf und blieb plötzlich stehen, leichenblass.

«Karl, Karl!» sagte er, seine Locken im Wind schüttelnd. «Ich muss fliehen! Verstehst Du mich? Ich will fliehen. Weit fort von meiner Hauptstadt, weit fort vom Hof, weit fort von den Ehrenbezeugungen, die mich anekeln, und den Intriguen, die mich geniren, weit fort von allen, die mich besitzen, weil ich ihr Herr

bin. Ich werde meine und ihre Ketten zerbrechen. Der Thron ist ein Marterstuhl, auf dem ich nicht mehr sitzen will. Wie Walther von der Vogelweide besitze ich eine Vogelseele in einem Leib ohne Flügel! Der schweren Aufgabe, Mensch zu sein, will ich nicht noch die, König zu sein, hinzufügen. Ich muss entfliehen, verschwinden! Es giebt gewiss noch einen unbekannten Strand, eine fahle Einöde, wo man den Augen der Menschen die Schande und das Bedauern, leben zu müssen, verbergen kann. Ich will in der Erinnerung der Menschen leben als einer, der fortgegangen ist, um nie wiederzukehren.»

«Ich bin für die Reise!» sagte Karl. «Wird Majestät sich für Florida entschliessen? Wie man sagt, soll es ein ganz ödes Land sein. Ungeheure Blumen, duftend von giftigen Wohlgerüchen, blühen an den Ufern der dunklen Seen und die Vögel, die kommen, um aus ihren Kelchen zu trinken, schlagen mit den Flügeln und fallen betäubt und todt herab, ihr

Leben in einem letzten Gesang aushauchend. Es ist wenig wahrscheinlich, dass Ihre Minister Ihnen in das Land folgen, um Ihnen die schlechten Absichten der National-Liberalen mitzutheilen und Ihre Mutter wird sich hüten, Verlobte dort hinzuführen. Wohlan, es ist ausgesprochen! Reisen wir ab! Aber eben denke ich daran,» fügte Karl hinzu, sich hinter den Ohren kratzend, «was wird aus Hans Hammer werden, wenn wir nicht mehr da sind? Die ganze Welt hegt nicht die Achtung für ihn, die ihm mein König gewährt. Ich meinerseits kenne eine Königin, vier Minister und 200 Abgeordnete, die nur auf eine günstige Gelegenheit warten, um ihn zu verbannen, ferner zwei oder dreitausend Componisten, die ihn sofort auspfeifen werden, wenn Majestät ihm nicht mehr applaudirt, und dann eine grosse Anzahl Juden und Jesuiten, alles Leute von sehr schlechtem Humor, in deren Hände Abends in einem Gehölz zu fallen, ich ihm nicht rathe.»

«Du sprichst wahr,» sagte der König, ganz in Gedanken versunken, lächelnd. «Ich kann meinen Posten nicht aufgeben, bevor das Werk nicht vollendet. Ich muss König bleiben, damit Hans Hammer ein Gott wird.»

Er fügte hinzu:

«Hast Du Pferde mitgebracht?«

«Die beiden Lieblingsthiere Eurer Majestät, die schwarze Stute, die «Nacht» heisst wie der Zelter der Oriane, und den weissen Hengst, den man «Gran» nennt wie das Ross Brunhildens.»

«Wo hast Du sie zurückgelassen?»

«Auf dem Bergplateau dicht bei der Sennhütte. Während sie die spärlichen Kräuter abnagen, bereitet uns die alte Wilhelmine eine Suppe von Milch und Schwarzbrod zum Frühstück.»

«Ich muss also doch nach Nonnenburg zurückkehren!» sagte der König melancholisch. «Geh voran, Karl, ich folge Dir.»

Die Hand auf die Schulter des Dieners gelegt und gesenkten Hauptes, schritt Friedrich den mit Eis und Schnee bedeckten Abhang herunter nach dem Bergplateau zu.

Aber bald blieb er stehen und sah sich um.

Unter ihm lag der grosse Kreis der Alpen, bedeckt mit Granittrümmern und mit grünen Tannen bewachsen. Sie senkten sich tief hinab, bis in tiefe, dunkle, nebelschwangere Schluchten. In dem Azurblau des Himmels, nur hier und da durch weisse Nebelstreifen unterbrochen, und den feinen Schneewolken, die der sanfte Lufthauch aufwirbelte, glänzten hell die Strahlen der Januarsonne. Die mit Eis überzogenen Felsblöcke und die klare Schneedecke glitzerten im Sonnenschein, der die kleinen Eiszapfen an den Nadeln der Bäume wie grosse Kronleuchter funkeln liess.

Er setzte die Flöte an die Lippen.

Die langsame, klare, oft durch Pausen unterbrochene Weise, die er spielte, entperlte

dem Instrument von Neuem, hell und deutlich, wie eine gefrorene Quelle, die zu schmelzen beginnt. Aber die Stimme der Nachtigall der Berge, die eine Antwort des Ideals auf einen Traum geschienen, wiederholte nicht die Melodie der Flöte.

Nach einem langen, schweigsamen Blick, als ob Friedrich sich dieses Bild der weissen, öden Winterlandschaft für immer einprägen wolle, nach einem letzten, tiefen Athemzug, als ob er in seiner Brust die klare, reine Luft der Berge mit sich nehmen wollte, folgte der königliche Hirt dem blinkenden Abstieg, indem er melancholisch vor sich hinsprach: «Die Fee der Einsamkeit ist erzürnt über mich, weil ich unter die Menschen zurückkehre.»

II.

In einem Flügel des Schlosses zu Nonnenburg giebt es eine Abtheilung, die nur der König mit einigen vertrauten Pagen betreten darf. Für die, welche immer unter den Fenstern des Palastes herumgehen, ist sie ebenso geheimnissvoll, als sie entfernt liegt.

Inmitten der geschäftigen und lebhaften Stadt und dem Park mit den rauschenden Blättern und singenden Vögeln schien sie ein Feenschloss zu sein, eine Wunderinsel, wo nichts Natürliches singen und grünen darf, wo nichts Lebendiges leben kann. Es war wie eine andere Welt inmitten dieser — ein Paradies im

Strassenwinkel. Die Neugier, etwas Unbekanntes kennen zu lernen, ist fast stets mit einer gewissen Furcht verbunden. Aber dennoch versucht man es, sich zu nähern, man schleicht heran, lauert herum und versucht, auf die Zehenspitzen gestellt, unter den Läden hinweg in die Fenster hineinzulugen. Vergebens. Es war wie in der Erzählung vom blauen Ritter, der Merlin frägt, womit er die Zeit in der Grotte der Viviane verbrächte: «Die Neugier fragt, aber das Geheimniss winkt dem Stillschweigen, für es zu antworten.»

Dorthin ging der König Friedrich, als er von den Bergen zurückgekehrt.

Nachdem er ein geheimnissvolles Dunkel durchschritten, in dem ihm unsichtbare Hände das weisse Pelzgewand abnahmen und andere Kleider anlegten, bog er langsam die dichten Zweige einer Traueresche von einander, die laut rauschend hinter ihm zusammenschlugen. Sofort umgab ihn ein strahlendes, warmes Licht,

das ihn wie mit flüssigem Gold und schmelzenden Edelsteinen bedeckt erscheinen liess:

«Grüss Gott, König Parcival!»

«Sei gegrüsst, Held Siegfried!»

«Ruhm sei Dir, Herzog Theseus!»

«Hast Du die Proben bestanden und den Kelch erlangt, aus dem das Blut Jesu Christi fliesst?»

«Hast Du Deine Lippen mit dem Blut des Drachen befeuchtet, um zu verstehen, was die kleinen Vögel im Walde singen?»

«Hast Du die trotzigen Amazonen besiegt, die auf ihren Helmen Löwenköpfe tragen?»

«Hast Du die Schlingen durchbrochen, die aus dem Goldhaar Kundry's geflochten?»

«Hat Dein Herz nicht gebebt, als Du die Walküre auf dem Gipfel des Berges erblicktest inmitten der Flammen?»

«Hast Du nicht Deine Lippen auf den verwundeten Busen der grausamen Hippolyte gedrückt?»

«Sei gegrüsst, Eroberer des heiligen Gral!»

«Sei willkommen, Drachentödter!»

«Ruhm Dir, Besieger der Kriegerinnen!»

Wer sprach so? Vögel waren es. Inmitten unzähliger anderer bunter Vögel sass ein Wiedehopf auf einer Kette von Winden mit geschwollener Kehle und offenem Schnabel und fragte den Parcival nach Neuigkeiten vom heiligen Gral. Ein Blutfink mit ausgebreiteten Flügeln dahinschwebend begrüsste den Drachentödter, indem er den rothen Hals aufblies und eine göttliche Taube, ähnlich denen, welche den Wagen der Venus im Alterthum zogen, empfing mit den weissen Flügeln schlagend und rucksend den jungen Herzog von Athen, der ganz bedeckt von dem Blut der verhassten Frauen zurückkehrte.

Von der Höhe eines reinen, klaren Himmels, dessen tiefe Bläue hier und da Nebelstreifen durchzogen, erleuchtete die Sonne des Südens mit warmen Strahlen den Hain. Der Duft der

Treibhausblumen stieg von dem Rasen empor, wo der Stern der Gänseblümchen leuchtete und die Glöckchen der Maiblumen läuteten.

Auf den abgebrochenen Stengeln der Pflanzen huschten kleine Eidechsen von grüner schillernder Farbe herum, und von Blume zu Blume hüpften kleine Heuschrecken, flogen Schmetterlinge. Seltene Bäume, von deren Korallen-Stämmen und Edelstein-Blättern Gold-Gummi herabträufelte, bewegten, von einem sanften Winde geschüttelt in rhythmischem Wiegen ihre Smaragdblätter, aus denen wie purpurne Wunden Rubin-Tulpen hervorquollen. Und unten im Gewirr der vielen Zweige entropfte einem Fels von Lapislazuli eine Quelle von flüssigen Diamanten, die als kleiner Bach durch die Gräser und Blumen dahinrieselte. Bisweilen hörte man die Blätter des Gebüsches plötzlich rauschen, als ob eine Gazelle flüchtig durch die Hallen dahineilte, oder man vernahm Plätschern des Wassers, als ob eine bei dem

Baden überraschte Fee sich hinter einem Baum verberge, den Rasen ringsum mit Thauperlen besprengend.

In der Mitte dieses Lichtes, unter dem warmen Blau des Himmels, zwischen den rauschenden, glänzenden Blättern, zu dem Gesang der sprechenden Vögel, die seinen Ruhm ausprahlten, ging Friedrich einher, stolz und rein, strotzend wie ein Ephebe, zart wie eine Jungfrau in weissem Leinenkleid und einem silbernen Brustpanzer. Purpur auf der Schulter und einen schwanfederverzierten Helm auf dem Haupt, sah er wie ein verzauberter Prinz aus, der bei der Zurückkunft in sein Königreich von allen Seiten durch die feenhafte Natur begrüsst wird.

Er ging langsam auf einen umgestürzten Baumstamm zu, auf dem man Felle von ausländischen Thieren ausgebreitet. Er legte sich in das Gras nieder, den Ellbogen auf das Pelzwerk gestützt, den Kopf gelehnt an einen Silber-

schild, in den geheimnissvolle Runen eingegraben. Er erklang jedesmal, wenn der federgeschmückte Helm ihn berührte.

Wie ein junger Gott, der ermüdet vom Kampf ausruht, träumte er, mit halbgeschlossenen Lidern, unbeweglich, das Schwanken der Smaragdblätter und den glitzernden Sonnenschein.

Da trat jemand vor, die Zweige des Gebüsches von einander biegend.

Einen Wolfskopf mit noch leuchtenden Augen als Bedeckung, in einem Lederanzug, hier und dort mit Haaren geziert, trat Karl vor. Er glich einem Schildknappen, wie sie die Asen mit auf das Pferd nehmen, wenn sie in die Schlacht reiten.

Er verbeugte sich und sagte:

«Sire! Ihre Mutter kommt.»

Der König seufzte, als ob er aus einem Traum erwache.

«Ah, sie will jetzt kommen — hierher?»

«Die Königin zögerte zuerst, dann murmelte sie: Was thut das?»

«Es sei. Ich erwarte sie. Du wirst uns allein lassen.»

Karl zog sich zurück und erschien bald wieder, um die langen Zweige der Trauerweide zu heben, die langsam hinter einem grossen, blassen Weibe zusammenschlugen.

Es war Friedrichs Mutter. Ein Minister von Preussen sagte einmal: «Wenn die Königin Thekla ein Mann wäre, würde sie in zwei Jahren Kaiser von Deutschland sein.»

Sie verbreitete um sich eine Art von Respect, der dem Entsetzen und der Furcht sehr ähnlich sieht. Seit dem Tode Joseph's II. Wittwe eines Königs und vielleicht auch einer grossen Hoffnung, lebte sie einsam auf einem Schloss in den Bergen. An gewissen Tagen sah man zu ihm hinauf Mönche und Nonnen in Procession wallen. Sie kamen aus einem Kloster unten im Thal, das, auf einem Felsen liegend,

wie ein zweiter Fels aussah. Wegen seiner düsteren, scharfkantigen Façade und dem Kreuz über der Thür, sah es aus wie eine Festung, die man als Kirche benutzte. Woran dachte Thekla so allein, von allem Leben entfernt? Niemand hätte es sicher sagen können. Aber in allen Staaten Europas herrschte unter den Männern, welche die Geschicke der Völker berathen, fortwährend eine grosse Unruhe, wegen der Gedanken jener Frau. Noch niemals hatte sie eines ihrer einsamen Schlösser verlassen, ohne dass ein grosses politisches oder kirchliches Ereigniss folgte, das vielleicht von ihr hervorgerufen und vorher gewusst war.

Sie war 50 Jahr alt. Mager, knochig, von einer Gesichtsfarbe wie altes Wachs, die glatte Stirn von schmalem, grauem Band umgeben, mit Augen klar und scharf wie schneidend Erz, die Nase männlich, fein und gebogen, das Kinn sehr lang unter einem festgeschlossenen Mund mit bleichen Lippen, der sich selbst bei

dem Sprechen nicht zu öffnen schien, war sie von oben bis unten in den gleichen, düsteren, gewöhnlichen Stoff gekleidet, der in langen, geraden Falten herabfiel.

Als sie eintrat, hörten die Vögel auf ihre Lobeserhebungen zu plappern, die Blätter blieben unbeweglich, als ob der Wind erstorben sei und die Quelle liess ihre demanthellen Fluthen nicht mehr rauschen — sei es, dass der König durch seinen Willen die Fantasmagorie unterbrochen, sei es, dass die rauhe Wirklichkeit der Gegenwart der Königin die Illusion verscheucht hatte. Unter einem Dom von blauem Glas, hier und dort mit Wolken bemalt, glich die Sonne nur noch einer ungeheuren Goldkugel, die Bäume mit rothgefärbter Rinde hatten Blätter von grüner Seide, auf welche sich all die Vögel plötzlich setzten, als ob sie an einen Faden zurückgezogen würden. Zwischen der grünen Wolle des Rasens, den Gänseblümchen aus Batist und den Glocken-

blumen aus Atlas sah man keine Eidechsen mehr hin und her huschen. Auch die Heuschrecken und Schmetterlinge verschwanden — das ganze feenhafte Schauspiel wurde zu einer hässlichen, bemalten Nachäffung der Natur.

Die Königin blieb vor ihrem Sohn stehen, der sich aufgerichtet hatte um ihr an seiner Seite Platz zu machen. Darauf sagte sie mit scharfer, schneidender Stimme:

«Bleibe nur sitzen, ich will im Stehen sprechen. Ich habe Dir nur wenige Worte zu sagen, gieb wohl Acht. Friedrich I, Dein Grossvater, musste abdanken, weil er das Schicksal Thüringens der Laune eines Weibes anheim stellte. Joseph II, mein Gemahl und Dein Vater, ist gestorben, vielleicht weil er zögerte den Weg zu betreten, den ich ihm geebnet; Du, Friedrich II, ein ganz junger Mann, liegst hier und träumst anstatt zu regieren und wachsam zu sein. Welches Ende wählst Du, Abdankung oder Tod?

«Abdanken? Sterben?» sagte der König, sich wieder auf die Thierfelle niederlassend. «Wer spricht davon, Madame?»

«Deine Mutter, welche die Einsamkeit verlassen, um Dich zu warnen. Bist Du der Monarch eines Königreiches der Erde oder der fantastische Oberherr einer Insel auf Avalon? Auf Deinem Haupt sieht man anstatt der schweren eisernen Krone der alten Paladine die Schellenkappe eines Narren, der Fürst geworden ist! Nimm Dich in Acht, mein Sohn! Du befiehlst den Leuten. Deine Träumereien hemmen jede Handlung. Nimm Dich in Acht! Der Willen Thüringens, den sie durch die Kammern verkünden lassen, kann Dich zwingen dem Thron zu entsagen und ich, die ich von der Ferne aus alles höre und sehe, ich sage Dir, der Revolutionsgeist wühlt und rührt sich unter der scheinbaren Apathie der Menge, wie ein Meer, das unter dem Sande

wühlt, plötzlich emporsteigt, die Küsten verwüstet und die Felsen zerbricht!»

«Madame!» sagte der König stolz; «wenn es die Deputirten meines Reiches an Respect fehlen lassen, werde ich sie mit einer Handbewegung verjagen und wenn sich mein Volk gegen mich erhebt, werde ich mich vor ihm aufrichten und die Meute verjagen..... mit Lanzenschlägen, weil ich ein Ritter vom Artushof bin, oder mit Schlägen der Pritsche, weil ich ein Narr bin!»

«Es giebt aber Jemand, den Du niemals besiegen wirst.»

«Wer?»

«Mich.»

«Ah, Sie sind meine Feindin?»

«Ich stehe im Begriff es zu werden. Die, welche als junges Mädchen nur ein Lächeln der Verachtung hatte für den Vater ihres Gatten, den man vom Thron gestossen, wie einen Trunkenen von der Bank; die, welche als Weib,

vielleicht als liebendes Weib nie die Schwäche und Characterlosigkeit ihres Gemahls beweint hat, kann wohl ihren Sohn stürzen, wenn er ihr widersteht oder im Wege ist!»

«Ich weiss wohl, dass Sie furchtbar sind. Ich kenne Ihre Macht wohl, die zerstreut und unterirdisch sich zusammenzieht und plötzlich explodirt, wie ein Vulkan, der einen Krater öffnet. Aber wozu wollen Sie gegen Ihren Sohn arbeiten, Madame? Frauen dürfen ja in Thüringen nicht herrschen» — er kräuselte die Lippen ein wenig boshaft lachend — «und dann, wen wollen Sie an meine Stelle setzen, wenn ich verschwinde, entweder als Mensch, der einmal König gewesen, oder als Leichnam, der einst Mensch gewesen. Vielleicht meinen Grossonkel, den Fürsten Max, der betrunken vom Champagner mit einer leeren Granate und einer vollen Flasche spielte, während unsere Soldaten an dem Ufer der Elster in den Tod gingen. Jetzt 72 Jahre alt, wieder zum Kind

geworden spielt er betrunken die Pagenrollen auf seinem Theater zu Wallersee, zusammen mit einer grauen Sylvia, die aus einer östreichischen Figurantin zur thüringischen Princessin geworden ist. Wollen Sie meinen Bruder Welf wählen? Er pflegt sich als Bischof zu verkleiden, wenn er im See des Sirenenschlosses baden will, und fremde Gesandte im Hemd zu empfangen. Ziehen Sie vielleicht den Prinzen Christof vor, mehr Kentaur als Mensch, mehr Pferd als Kentaur. In dem Hof seines Palastes hat er einen Circus erbauen lassen, in welchem seine Frau, eine alte Kunstreiterin, in Gazekleidern durch Papierreifen springt, während er in ungarischer Kleidung in der Mitte der Arena steht und mit der Peitsche knallt. Seine grösste Sorge ist es, einen schwarzen Hengst zu reiten an Gewitterabenden, einen weissen, wenn es geschneit hat. In Wahrheit, Madame, seit Theodor V, der 50 Maitressen und 400 Windhunde hatte, und Perlenhalsbänder

seinen Hunden, eiserne seinen Weibern umhing, sind wir aus der Albertinischen Linie der Mittelsburger alle ein wenig Narren. Unter den drei oder vier Unsinnigen, die Anspruch auf den Thron Thüringens haben, bin ich noch der Vernünftigste, weil ich mich darauf beschränke, mich als Held oder Gott zu verkleiden und Freude empfinde, wenn ich die göttliche Musik Hans Hammers höre oder den lieblich gesungenen Worten der Vögel lausche, die nur ein Nürnberger Künstler anfertigt.»

Der König schwieg lachend. Unter seinem grossen phantastischen Helm sah das Lachen sehr niedlich aus, wie das eines kleinen Knaben, fast wie das eines kleinen Mädchens. Es freute ihn offenbar seine schreckliche Mutter ein wenig ärgern zu können. Die Königin sagte jedoch trocken:

«Du hast den Prinzen Johann-Albert zu nennen vergessen!»

Bei diesem Namen wurde Friedrich leichenblass und seine Lippen zuckten.

«Er ist fromm und weise;» fuhr sie fort.

«Ich habe für ihn eine Klosterzelle bereit.»

«Die Verfassung bestimmt ihn zu Deinem Nachfolger.»

«Es giebt kein Gesetz, als meinen Willen!»

«Oder den meinigen.»

«Also er ist es, den Sie zum König machen wollen?»

«Mehr als zum König, Friedrich!»

«So? Wozu denn?»

«Zum Kaiser. O, Kind, sind Deine Ohren so betäubt durch Musik, ist Dein Geist so in Träumen befangen, dass Du die Wünsche nicht vernimmst, die aus dem tiefen Herzen aller Stämme zum Himmel steigen, dass Du nicht siehst, woran das Schicksal arbeitet? Deutschland, einst gross, ist in Trümmer zerfallen. Abgenutzt, durchlöchert, zerrissen, hat man den deutschen Kaisermantel, der einst ganz Europa

beschützte, in vierzig Fetzen getheilt. Die eiserne Krone wurde in Schlachten verauctionirt, wurde zerbrochen, in Stücke zerschnitten und aus jedem kleinen Stäbchen liess sich ein König oder Fürst eine Krone schmieden, die für sein Zwergenhaupt allerdings immer noch weit genug war! Was ist aus dem Kaiserreich eines Karl, eines Heinrich, eines Otto geworden? Frage nur den Oberherrn von Kniphausen, der weniger Unterthanen, als ein Hirt Schafe hat, oder den Fürsten von Liechtenstein, der an einem Nachmittag zu Fuss von einer Grenze zur andern gehen kann, oder den Landgrafen von Homburg, den Oberherrn eines Spielhauses. Und während das zerrissene Deutschland verblutet und untergeht, lacht sein Erbfeind Frankreich, dessen Land reich und blühend. Diese stets lebendige Nation tanzt und feiert seine Feste auf den Ueberresten des Leichnams Germaniens. Aber unser Vaterland will sich wieder vereinigen, die einzelnen Erzstücke sollen zu

einem Barren zusammengeschmolzen werden, Deutschland will einig sein und gross! Die Stunde ist nahe: überall, wo die deutsche Zunge klingt, soll auch der Boden deutsch sein. Wir wollen unsere Grenzen bis zu den fernsten Ländern verlegen, zu denen unsere Vorfahren gezogen, getrieben durch die Schmach der Eroberung Deutschlands durch Fremde!»

«Madame, davon träumt man in Berlin!» sagte der König nachdenkend.

«Warum sollen wir in Nonnenburg nicht daran denken? Zur Wiederherstellung Deutschlands bedarf man eines Hauptes. Warum soll der Schwerpunkt in Preussen und nicht in Thüringen liegen? Ich denke, die Mittelsburger gelten ebensoviel als die Hohenzollern! Und es wäre nicht das erste Mal, dass man den deutschen Kaiser aus unserer Familie wählt! Noch blutig von der Ermordung Heinrichs von Franken, musste sich Karlmann I. auf den Thron Karls des Grossen setzen. Ja, Preussen

hat eine furchtbare Armee! Aber sind mit ihm auch noch soviel Menschen, mit uns ist Gott. Wenn es seine Kanonen richtet, pflanzen wir das Kreuz auf. Richtet Preussen das deutsche Kaiserreich auf, wird es lutherisch und verflucht sein; thut es Thüringen, wird das deutsche Kaiserreich gesegnet sein, weil es katholisch sein wird. O, junger Mann, wenn Du träumen musst, giebt es keinen herrlicheren Traum, als diesen. Die Geschichte von neuem zu beginnen, den Thron Karls I. wieder aufrichten zugleich mit dem Sessel Leo III, die Seelen der Kirche wiedergeben, die Leiber dem Kaiserreich — gleich jenen gekrönten Riesen, die auf ihren Marmorthronen sitzen und, wie die Sage erzählt, träumen, in der Hand den Reichsapfel, die Füsse auf dem Rücken eines schlafenden Löwen — vor sich den Papst, über sich Gott!»

«O, das wird schön sein!» sagte der König, dessen Augen leuchteten.

Aber er fügte traurig hinzu:

«Ein solcher Glanz kann aber nicht erreicht werden!»

«Er kann es!» rief die Königin.

«Aber auf welche Weise, meine Mutter?»

Sie lief auf ihn zu und setzte sich auf den umgestürzten Baumstamm. Sie hatte nicht mehr die kurze, rauhe Sprache, nicht mehr das düstere Antlitz, weil es in der Begeisterung des Ehrgeizes leuchtete. Sie versuchte zu lächeln und ein freundliches, mütterliches Wesen anzunehmen. Sie breitete die Arme aus, wie liebkosend und sprach mit fast lieblicher Stimme:

«O, wie klug Du heut bist! Du hörst auf das, giebst auf das Acht, was man Dir sagt. Ich war immer etwas heftig gegen Dich; man hatte mich gereizt. Aber jetzt hat es ein Ende. Du hast doch nicht geglaubt, dass ich Dich absetzen wollte und Johann Albert krönen? Warum? Du nimmst ja Vernunft an. Wir

wollen also gemeinsam handeln. Wir wollen mit einander plaudern, wie Mutter und Sohn.»

«Du willst wissen, wie ich Dich zum Kaiser machen will? Um das Wie brauchst Du Dich nicht zu kümmern. Es sind sehr zahlreiche, tiefsinnige Combinationen; Du würdest vielleicht nicht einmal viel davon verstehen. Du weisst ja, dass die Politik Dich langweilt. Du hast gar nichts dabei zu thun, wenigstens nichts Schwieriges. Eines schönen Tages — an einem Tage, wo Du es am wenigsten erwartest — werde ich zu Dir sagen: «Kommen Sie, Sire!» und Deine kaiserliche Majestät braucht sich nur auf den Thron zu setzen. Weisst Du,» fügte sie mit einem leisen Lächeln hinzu, das ihren kalten Lippen schlecht stand; «weisst Du, gerade wie Heinrich der Vogler im ersten Act des Schwanenritters. Du musst nur etwas Vertrauen zu mir haben und mir ein wenig gehorchen.»

«Worin?» fragte Friedrich unruhig.

«Sei ruhig. Ich werde kein grosses Opfer von Dir verlangen. Man hat Dir vielleicht gesagt, die Kammer will, dass Du Hans Hammer verbannst. Ich bin nicht gleicher Gesinnung mit der Kammer. Es ist kein Verbrechen, die Musik zu lieben. Ein König muss auch die Kunst und die Künstler beschützen. Es ist wahr, dass 14 Millionen für die Erbauung eines Theaters viel ist. Thüringen wird von Tag zu Tage ärmer. Die Biersteuer ist die einzige sichere Einnahme, die wir haben. Wenn die Thüringer mässig werden, haben wir gar keine Einnahmen mehr. Du musst mit dem Theater noch ein wenig warten. Man wird es mit dem Gold des besiegten Frankreich hundertmal schöner erbauen. In Erwartung dessen kannst Du Hans Hammer ruhig behalten: Er ist ein Mann von Genie; ich habe niemals das Gegentheil gesagt, und nur er ist im Stande den Krönungsmarsch für Dich zu componiren.»

«Kurz, was verlangen Sie, meine Mutter?»

«Fast gar nichts! Dass Du etwas weniger extravagant bist, Dich nicht verbirgst und nicht plötzlich entfliehst. Du versetzst Deine Minister mitunter in eine seltsame Lage; es ist schwer für sie, etwas zu beschliessen, auch wenn sie mich vorher um Rath gefragt haben, denn Du musst die Decrete und Ordonanzen unterzeichnen und im Staatsrath kann nicht ein leerer Sessel den Vorsitz führen.»

«Herr von Storckhaus ist zu langweilig, Madame.»

«Er ist ein sehr guter Diener! Du bist ungerecht gegen ihn. Dann noch etwas anderes. Du musst Dich Deinen Unterthanen zeigen. Wie kannst Du verlangen, dass sie Dich lieben, wenn sie Dich nicht einmal kennen? Vor zwei Monaten warst Du am Tage der Eröffnung der internationalen Ausstellung nicht zugegen, sondern warst zu Deiner Amme, in die Berge gegangen. Der Prinz Johann Albert hat die feierliche Eröffnung geleitet. Man hat das sehr

vermerkt, sage ich Dir. Das Volk war sehr unzufrieden. Bedenke, dass Du vielleicht bald etwas Grosses von ihm fordern musst! Wird es Dir so schwer, Deinen Schimmel zu besteigen, durch die jauchzende Menge zu reiten, und mit der Hand zu grüssen? Sei edelmüthig, mein Sohn! Du musst die Freude, Dein Gesicht zu sehen, denen nicht versagen, die auf dem Felde der Ehre ihr Blut für Dich vergiessen werden.»

«Mit meinen Ministern arbeiten, mich dem Volke zeigen? Sei es. Ist das alles, was Sie verlangen, Mutter?»

«O, wie schlau Du bist. Du hast es vermuthet, dass ich über einen sehr wichtigen Vorschlag mit Dir zu sprechen habe.

Höre jetzt wohl zu. Was ich Dir sage, sage ich alles aus politischen Grünđen. Nur eine Sache ist Dir im Wege ein unerschütterlicher König zu sein und ein tüchtiger Kaiser: Das ist unsere Familie. Du hast eben sehr wahr

gesprochen: Dein Bruder, Deine Onkel, Deine Vettern sind Narren. Die königlichen Schlösser sind Narrenhäuser. Deswegen sieht man unruhig in die Zukunft. Man fragt sich: «Wer wird nach Friedrich herrschen?» Glaubst Du, dass es für ein Reich gut ist, wenn es unter der Herrschaft eines Fürsten steht, dessen Nachfolger wahrscheinlich der Mann einer Kunstreiterin ist, oder der Page der Madame Sylvia? Denke aber, wie schön es sein müsste, wenn der König von Thüringen einen leiblichen Erben hätte, stark an Körper, stark an Geist, der das fürstliche und kaiserliche Geschlecht der Mittelsburger auf dem Kaiserthron fortpflanzen könnte.»

Der König war von Scham geröthet aufgestanden und sagte mit zitternden Lippen:

«Ah! Sie wollen, dass ich mich verheirathe!»

«Gewiss!» antwortete sie.

«Und um mich zu überreden, haben Sie

mir wie eine Lockspeise den Traum von Ruhm und Kaiserreich gezeigt?»

«Zürnst Du mir deshalb? Ah! Ich verstehe, Du bildest Dir ein, dass ich Dir irgend eine deutsche oder dänische Princessin ausgewählt habe, die Du nicht kennst, vielleicht hässlich oder dumm, so dass Du sie nicht lieben könntest. Du denkst an eine Heirath, wie es andere Fürsten gethan, um dem Ehrgeiz ihres Stammes genugzuthun oder sich nützliche Bündnisse zu verschaffen. Nein, mein Friedrich! Ich habe nicht nur an den Ruhm, sondern auch an das Glück meines Sohnes gedacht. Die, welche mir schmeicheln wollen, sagen, dass ich eine grosse Königin wäre, aber Du weisst wohl, dass ich auch eine gute Mutter bin. Setz Dich hier neben mich, dicht neben mich. Hat man Dir erzählt, dass ich von Berlin komme? Ich bin dort gewesen, das ist wahr. Aber die Reise war nur ein Vorwand, um mich auf Schloss Liliensee aufhalten zu

können und Du kannst jetzt wohl schon vermuthen, wen ich Dir als Braut zuführen will!»

«Lisi!» rief der König aus, die Röthe stieg ihm von Neuem in das Antlitz und mit den Augen sah er starr vor sich hin, als ob er eine schreckliche Vision hätte.

«Ja, die Erzherzogin Lisi. Du wirst von ihr geliebt, das weisst Du und Du selbst...»

«Schweigen Sie, Mutter!»

«Friedrich!» rief die Königin, heftig sich erhebend.

«Kein Wort weiter, sage ich!»

«Du weigerst Dich? Nimm Dich in Acht!»

«Ich weigere mich, Madame, und werde mich nicht mehr fürchten. Was vermögen Sie gegen mich? Mir die Königskrone nehmen, nachdem Sie mir die Kaiserkrone angeboten? Thun Sie es! Sie können mir meinen Thron nehmen, aber mein Bett werde ich zu hüten wissen!»

Er stiess diese Worte aus und entfloh durch

die Seidenblätter und bemalten Baumstämme. Sträucher, die von langen, spitzigen Dornen strotzten, bogen sich vor ihm auseinander, wie von unsichtbaren Händen zurückgehalten und schlossen sich hinter ihm, wie eine grüne Wand.

Bald blieb er stehen, noch geröthet von Wuth und ganz ausser Athem. Dann aber fing er an zu lächeln, denn er sah vor sich bei dem geisterhaften Dämmerlicht des Mondes, der von einem klaren, nur hier und da von kleinen Wölkchen bedeckten Himmel herabstrahlte, auf der azurblauen Fläche eines Sees seinen schönen Schwan, der eine Goldbarke in leisen Kreisen daherzog.

Durch welches Wunder war diese nächtliche Landschaft inmitten des Palastes hervorgebracht, während ausserhalb der Mauern jedenfalls die helle Sonne schien?

Der kühle Abendhauch hob in der melancholischen Dämmerung sanft die schneeweissen

Federn des Schwanes. Das Wasser plätscherte leise und liess die Bilder der schönen Rosenstöcke und ihre glatten Stäbe lieblich hinund herschwanken und der eigenthümliche Duft, den benetztes Laub und halbgeschlossene Blumen ausathmen, schwängerte den leisen Windhauch, der die Wellen an dem Blumengestade melodisch rauschen liess.

Friedrich setzte sich an das Ufer und liebkoste den langen Hals des Schwanes, der bisweilen die Flügel ausbreitete wie zwei weisse Schleier.

Dann ertönte vom Himmel, wo im Azurblau der Mond erschien, aus dem See, in dem sich die Sterne spiegelten, aus den zitternden Rosengesträuchen, aus dem Winde, aus dem Wohlgeruch und aus dem bleichen Nebel in der Ferne eine himmlische Musik, als ob ein unsichtbares Orchester in der ganzen Landschaft vertheilt sei.

Zuerst war es eine zarte Melodie, fast unhörbar, unbestimmt aber köstlich. Man hätte glauben können, dass es ein weit entfernter Chor von Engeln sei, der auch selbst in der unermesslichen Höhe der ewigen Klarheit nicht ruhen wollte. Dann wurden die sonoren, himmlischen Töne allmählich lauter und schienen sich zu nähern, wie ein blendendes, helles Licht.

Endlich erklangen sie, wie eine wunderbare Morgenröthe, die in der Entfaltung aller Farbentöne erglänzt!

Friedrich horchte, unsägliche Freude in den Zügen, strahlenden Blickes. Vielleicht sah er auch! Wenn alle Sinne in der Wollust zu hören aufgehen, vermischt sich das Gesicht mit dem Gehör und sieht in den Tönen Gestalten vor sich. Die aus dem sonnigen Paradies zur Erde herabgestiegenen Engel bedeckten den König mit ihren Flügeln.

Aber wie der Adler, der die Erde berührt, sofort wieder in die Lüfte steigt, entfernte sich

die laut erklingende Musik langsam in einem Erlöschen von Strahlen, wurde langsam schwächer, bis sie endlich von der unermesslichen Höhe der ewigen Klarheit nur noch als zarte Melodie ertönte, fast unhörbar, unbestimmt aber köstlich!

Da betrat Friedrich nach kurzem melancholischen Träumen die Barke und sagte zum Schwan: «Vorwärts!» wie wenn er hoffte, dass auf seiner Fahrt durch den blauen See, der dem blauen Sternenhimmel glich, die entflohenen Engel zurückkehren würden, die ihn aus der Höhe des Paradieses so lieblich riefen!

Aber obgleich der Schwan mit den Füssen ruderte und die Flügel dem Winde ausbreitete, entfernte sich die goldene Barke nicht, weil eine kleine Hand sie am Ufer zurückhielt.

«Lisi!» rief der König erblassend.

In der That war es das junge Mädchen. In rosigem Teint, etwas stark, mit kurzen, blonden Haaren, die auf der Stirn schön ge-

lockt herabhingen, lag sie am Ufer auf den Knieen und hielt lachend die Barke fest. Die Melancholie des Mondscheins konnte nicht das jugendliche Roth auf ihren Wangen auslöschen, nicht den frohen Glanz der schelmischen Augen, nicht die kindliche Freude, die ihren Mund umspielte.

«Ja, mein Friedrich, ich bin es, Lisi! Du hast mich wohl nicht erwartet? Aber jetzt bin ich hier! Wie lange Zeit habe ich Dich nicht gesehen! Und es scheint, Sire, dass Sie während dieser Zeit sehr böse geworden sind. Weisst Du, was mir Deine Mutter soeben gesagt hat? Du wollest mich nicht heirathen. Aber ich habe es nicht geglaubt, gar nicht, gar nicht. Ich weiss wohl, dass mein Friedrich mich liebt. Er hat mich zwar nicht besucht in Liliensee, nicht an mich geschrieben; aber ein König hat ja immer viel zu thun. Ah, Fried, Du willst es sicher, dass ich Deine «kleine Frau» werde, wie ehemals! Erinnerst Du Dich nicht? Sprich!»

«Wo kommst Du her? Wer hat Dir erlaubt hier einzutreten? Geh fort, ich will allein sein, geh fort!»

Indem er so sprach mit einer Stimme, die vor Zorn oder Furcht bebte, ergriff der König ein Ruder und schlug damit heftig in das Wasser. Der Schwan zog, aber bevor sich die Barke entfernte, sprang Lisi hinein und warf sich lachend an Friedrichs Brust, während der Nachen in den See hineinfuhr.

Ganz ausser sich vor Furcht, die Hände vor das Gesicht und den Mund gepresst, um einen Schrei zurückzuhalten oder um eine Berührung zu vermeiden, sträubte er sich, wandte den Kopf ab und wollte fliehen. Aber Lisi, das Kinn auf den silbernen Brustpanzer gedrückt, hielt den König an den Schultern fest und sah ihn mit fliegenden Locken und fröhlich lachendem Munde freundlich an.

«Oh, das ist hässlich, so wild zu sein. Hast Du Furcht? Ich bin gar nicht erschreckt; ich

fühle mich so glücklich. Lache doch ein wenig, nur um mir Freude zu machen. Nicht? Ah, ich weiss, Du bist mir böse, weil ich Dir bis hierher gefolgt bin. Grolle mir deshalb nicht. Deine Mutter hat mir gesagt: Geh, Du darfst es! Und dann war ich neugierig, diesen Winkel des Palastes kennen zu lernen. Man erzählt so viel Wunderdinge von ihm. Oh, wie ist es hier herrlich und schön! Man glaubt in einem Feenmärchen zu leben. Wenn Du willst, bist Du Prinz Diamant und ich bin Princessin Perle! Und am Ende der Geschichte geben die beiden Edelsteine einen herrlichen Verlobungsring. Aber Du bist ja als Schwanenritter verkleidet. So will ich Elsa sein. Sage, mein Fried, ist es ein wahrer Himmel dort über unseren Häuptern, ein wahrer Mond und wahre Sterne? Hier ist jetzt Mitternacht und draussen Mittag! Ist das hier Wasser? Das da ein Vogel, ein Schwan? Nicht wahr, es ist so? Ich bin erfreut, das alles zu sehen, aber es beunruhigt

mich auch. Ich weiss nicht, was mir daran nicht gefällt. Vielleicht, weil die schönen Sachen alle nicht natürlich sind. Alles, was uns umgiebt, ist eine Lüge! Man muss nicht der Schöpfung Gottes alles so nachmachen. Sicher ist es Sünde, einen anderen Himmel zu haben, als den wahren. Du kennst die Geschichte von dem melancholischen, aufrührerischen Engel, der Eden gesehen hatte und auch eines für sich schaffen wollte. Diesem teuflischen Paradies muss die Landschaft gleichen, in der wir uns befinden. Alles gleicht der Wirklichkeit, der Mond, die Sterne und das Wasser. Aber man fühlt bei dem Betrachten ein Missbehagen, welches das Herz zerreisst und eisig schüttelt. Siehst Du, Gott kann hier nicht sein. Und auch Du, mein Fried, lebst nicht wie andere Menschen. Du bist so seltsam. Ich weiss gar nicht, ob Du mich siehst und mich hörst? Du bist ebensowenig Friedrich, wie diese Gestirne Sterne sind. Du, auch

Du lebst nur das trügerische Leben, das Du den übrigen Dingen hier verliehen! Oh, mein Geliebter, erinnere Dich an das wahre, schöne Land, wo wir zusammen die grossen Bäume betrachteten, die sich im goldenen Sonnenschein badeten, oder des Abends in dem bleichen Mondenschein geisterhaft dastanden, während der frische Abendwind unsere Haare vermischte. Wie war die Natur so unendlich gross und so schön! Hier ist die Seele wie in einen Käfig eingeschlossen. Wir müssen nach Liliensee zurückkehren. Dort ist das Wasser hell und klar und der ganze Himmel blaut darin!

Sage, erinnerst Du Dich des Rosengebüsches, das über das Ufer des Sees hing, und sich wie ein grünes Dach über uns wölbte, unter dem wir wie in einem Haus von Blättern und Sonnenschein sassen? Ein süsser Duft stieg von dem benetzten Ufer auf und der frische Hauch trug zu uns mit der Kühle des Wassers das Zwitschern der kleinen Schwalben, die

über die Wellen dahinstreichen und lustig singen!»

Er hörte jetzt aufmerksam und weniger erschreckt zu. Er neigte das Haupt zu dem frischen, rosigen Gesicht herab, dessen frohes Lachen sich in ein trauriges, fast klagendes Lächeln verwandelte. Er dachte der früheren Zeiten. In seinen Augen glänzte etwas wie zartes Mitleid.

Lisi sah sofort, dass er nicht mehr zürnte, nicht mehr fliehen wollte. Ganz voll von Freude klatschte sie in die Hände und rief:

«Jetzt bist Du so, wie ich Dich haben will, wie ich Dich liebe!»

Sie fiel ihm um den Hals und drückte ihre Lippen auf seinen Mund.

Er aber fuhr zurück, und schüttelte die Haare wild, wie ein Mensch, den eine Viper gestochen.

«Unglückliche Närrin, lass mich!»

«Friedrich!»

«Lass mich! Geh' fort!»

«Habe ich unrecht gehandelt?» fragte sie, indem sie seine Hände zu fassen suchte. «Ist es nicht der Mund meines Verlobten, den ich geküsst?»

«Du sollst gehen, sage ich Dir!»

Er stiess sie hart zurück und bückte sich, um das Ruder zu ergreifen. Aber sie erfasste es vor ihm und warf es weit in den See, dessen Wassertropfen hoch aufspritzten.

«Du hast es gewollt!» rief er den Arm mit befehlender Miene ausstreckend.

Als ob diese Bewegung ein Zeichen gewesen, erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die friedliche Mondlandschaft. Dunkle Wolken bezogen den Himmel und verdeckten Mond und Sterne. Blitze durchzuckten grell die tiefe Finsterniss und dumpfe Donner rollten. Heftige Windstösse rasten durch die Rosengebüsche und verwandelten den ruhigen See in ein wüthendes Meer, in dessen Wogen die kleine Barke wild umhergeworfen wurde.

Lisi stiess einen Schrei aus und klammerte sich krampfhaft an das Gewand des Königs. Er stand ruhig und aufrecht da, seine bleiche Gestalt inmitten der Finsterniss. In dem Zucken der Blitze glänzten die Flügel auf seinem Helm unheimlich.

Eine ungeheure Wasserwoge ergriff das Boot, hob es hoch empor und warf es um. Es war in der Finsterniss des Gewitters nichts weiter zu sehen, als das fahle Gefieder des Schwanes, der durch die goldene Kette festgehalten auf dem Tumult der Wassermassen einherschwamm, wie die leuchtende Gischt der Wogen.

III.

Als ganz kleines Kind hatte Lisi ein grosses Schloss auf den Bergen bewohnt.

Darauf war sie im Schloss ihres Vaters, des Markgrafen zu Kranach gewesen. Aber der Markgraf starb aus Trauer über den Tod der nur zwanzig Jahre alten Markgräfin, einer Prinzessin aus dem Hause Oestreich, die er zärtlich liebte, obgleich sie zugleich seine Base und Frau war. Er hatte kein anderes Kind gehabt, als Lisi, aber dafür sehr viele Verwandte zu Dresden, Wien, Nonnenburg und Berlin. Grosse Diplomaten, die von den Eltern ernannten Erbvollstrecker,

vereinigten sich bald um den grünen Tisch und meinten einstimmig, dass es ein Skandal wäre, dass eine Souverainin von 6 Jahren — so alt war Lisi — zu Kranach regiere, wenn auch unter der Leitung eines Stadtrathes und dass die Staaten des Verstorbenen an die Seitenlinien fallen müssten.

Das Einverständniss kam aber schneller zu Stande, als die Theilung der Erbschaft. Es war ein Uebereinkommen von Raben, die sich auf einen Kadaver stürzen aber in dem Moment zu streiten anfangen, in dem sie mit den Schnäbeln lospicken wollen. Endlich verständigte man sich. Sachsen wollte sich mit Fulda begnügen, weil man dort Porcellan verfertigt, Oestreich reklamirte und erhielt den Kreis Neustadt, weil dort grosse Schafwollenzucht, Thüringen nahm als katholisches Land Blankenheim, weil dort eine schöne Kirche war, und Preussen besetzte Kranach selbst, ohne dafür einen Grund anzugeben. Es versteht sich von

selbst, dass man nicht daran dachte, das Volk in der Markgrafschaft zu fragen, das diese Familienverhältnisse natürlich nichts angingen. Was Lisi anbetraf — die kleine Erzherzogin, wie man in Erinnerung an ihre östreichische Mutter sagte — so liess man ihr das Gut Liliensee mit einem zerfallenen Schloss, einem verwilderten Park und einem versumpften See. Dennoch war die Luft dort sehr gesund, weil es in den Bergen lag. Im übrigen wollte man sie im Auge behalten. Sie könnte ja, wenn sie grösser geworden, irgend einen Fürsten heirathen, der dann im Stande wäre, das Uebrige auf gerichtlichem Wege zurückzufordern. Gesetzt den Fall, dass sie sich nicht in ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre zum geistlichen Stand berufen fühlen würde, was Gott und den Menschen angenehm sein würde. Es giebt ja vornehme Klöster, wo die Nonnen von edlem Geschlecht schnell Aebtissinnen werden und dann Niemanden mehr im Wege sind. Zu gleicher Zeit mit

dem alten Schloss gab man der Lisi unter dem Titel der ersten Ehrendame eine alte Gouvernante, die ein Skapulier um den Hals trug und ein Büsserhemd unter dem Kleide. Jede Nacht erwachte sie wenigstens vier Mal um zu der heiligen Elisabeth von Ungarn zu beten, der sie ganz besonders ergeben war.

Aber was ein anderes Kind zur Verzweiflung gebracht hätte, machte der Lisi Freude.

Sie war ein kleines, starkes Mädchen, mit grossen, keck dreinschauenden Augen und schönen rothen Wangen. Sie war nicht wild und stürmisch, aber niemals konnte sie still sitzen. Vor kurzem in Kranach, war sie in den Schranken der Etiquette so beengt gewesen. Da hatte sie schon das ernste Aussehen einer Herrin annehmen müssen und die Hand von Leuten küssen, die ganz beladen mit Gold sie mit unterthänigstem Respect grüssten. Sie hatte mitunter grosse Lust verspürt, den Alten in das Gesicht zu lachen! Sie wäre mit dem alten

Kammerdiener mit der ganz rothen Nase zufrieden gewesen, um sich mit ihm etwas zu erzählen! Aber die ernsten Leute sagten dann: «Aber Hoheit!»

Jetzt war sie aus den Fesseln entronnen. Am Tage nach der Ankunft in der Lilienburg, deren rechten Flügel man nothdürftig restaurirt hatte, war sie schon überall zu Hause, in den Ruinen, in dem Gehölz und auf dem See. Sie fürchtete sich weder vor der dürsteren, stillen Wohnung noch vor der bleichen, mürrischen Gouvernante, die langsam und lautlos, wie das Gespenst des Schlosses durch die Corridore schlich. Sie liess trotz der Melancholie in ihrer Umgebung überall ihr frohes, kindliches Lachen ertönen und fand in den Dingen die Freude, die sie ihnen verlieh. Es steckte ein kleines Bauermädchen in der Prinzessin — wer weiss? eine Vertauschung von zwei Wickelkindern vielleicht? Sie freute sich über die Bäume, auf die man klettert, indem man sich das Zeug zerreisst,

über den Sumpf, in dem man bis über die Stiefel einsinkt und die Blumensträusse, die man sich mit vollen Händen pflückt, um ihren schönen Duft einzuathmen. Es war wie das Erblühen einer Blume, die aus ihrer bedrückten Stellung in das volle Sonnenlicht gepflanzt wird, wie der Flug und der Gesang eines Vogels, der dem Käfig entronnen in freier Luft seine Kreise zieht. Sie begriff, dass man ihr Unrecht zugefügt hatte — auch in kleinen Kindern lebt schon eine Ahnung von Gerechtigkeit, die man hüten muss — ja, sie fühlte es, dass man sie beraubt, fortgeschickt, fast eingesperrt hatte. Aber beraubt wessen? Des Luxus und des Pompes, der sie drückte, wie ein goldener Mantel. Fortgeschickt von wo? Aus einem Gefängniss. Eingeschlossen wo? In die Freiheit. Oh, wie war das schön über die sonnigen Felder zu laufen und sich dann mitten in dem Wald auf eine Erhöhung, wie auf einen Thron

zu setzen! Sie lachte laut auf. Keine Krone? Sie wand sich eine aus Laub.

Die Gouvernante, Fräulein Arminia Zimmermann, ermahnte sie oft wegen dieses Benehmens, das nur wenig für eine Hoheit passte. Man wollte, dass Lisi das Fürstenthum nicht behielte, wohl aber die fürstlichen Manieren, dass sie die Uebel ihres Standes behielte, ohne die Vortheile zu geniessen.

Lisi, die den Kopf sehr hoch trug, obgleich er mit keinem Diadem geziert war, empörte sich mit losen Streichen dagegen. Und in der That, es war nicht mehr als Recht, dass man sie spielen liess, wenn man sie nicht regieren liess. Sie erklärte einfach, sie wolle sich auf ihre Weise vergnügen, wolle nicht in das Betzimmer eingeschlossen werden, weil es darin sehr langweilig sei. Sie würde sich im Grase herumwälzen, so oft es ihr Spass mache und werde ihr Kleid zerreissen, so oft es ihr gefalle. Fräulein Arminia machte entsetzt das Zeichen

des Kreuzes; Lisi antwortete mit einer langen Nase und lief davon, um in dem Gestrüpp auf den alten Wällen Nester zu suchen. Die Gouvernante wollte ihr zwar nachlaufen, doch erinnerte sie sich noch rechtzeitig ihrer durch das viele Knieen gelähmten Füsse. Sie hüllte sich denn in würdevolles Schweigen. Die Landleute sagten oft, dass in dem Schloss Lilienburg zwei sehr verschiedenartige Geister umgingen: eine schwarze Dame, Arminia, und ein Kobold, Lisi.

Aus dem grossen Schlosshof hatte sie einen Hühnerhof gemacht; Tauben nisteten in den alten, Epheu umsponnenen Mauern, und Hühner pickten auf dem verfallenen Fussboden herum, wo sich unvorsichtige Eidechsen im Sonnenschein wärmten.

Da lagen in einer grossen Pfütze Schaaren von schnatternden Enten, da spreizten sich wichtig schwarze Truthähne, um den rothen Kropf recht sehen zu lassen, während auf der

Spitze eines herabgestürzten Steines ein grosser Hahn seinen goldig rothen Kamm im Sonnenschein mit einem lauten Krähen aufrichtete. Das war ein Lärmen, ein Schnattern, Schreien, Krähen, Glucksen, ein Drängen, Laufen und Fliegen, wenn Lisi in kurzem Kleidchen und zurückgeschlagenen Aermeln — wie eine kleine Bäuerin gekleidet — aus einem kleinen Korb den Hafer und Mais ausstreute, worüber sich die Enten an der Erde stritten und wonach die Hähne mit kühnem Flügelschlag in der Luft schnappten. Einmal sah ein kleines Huhn — es war ein ausländisches, sehr niedliches mit ganz weissem Gefieder und goldener Tolle — ganz so aus, als ob es krank wäre. Es stand abseits, schüttelte sich, steckte den Kopf unter den Flügel und öffnete selbst den Schnabel nicht, als Lisi kniend und sich herunterbückend ihm mit ihren kleinen Lippen Hirsekörner hinhielt. Ganz ängstlich — denn gerade dies Huhn war ihr Liebling — fiel der Erzherzogin plötzlich

ein seltsames Mittel zur Heilung ein. Sie nahm das arme Thier sanft und schnitt ihm mit einer Scheere die goldene Tolle ab, die wie eine Krone aussah. Am anderen Morgen sprang das Huhn wieder froh herum und gackerte noch viel lauter, als die übrigen.

«Gerade so, wie ich!» dachte Lisi.

In dem Thal, auf der anderen Seite des Berges lag ein kleiner Weiler. Da gab es keine grössere Freude für die Erzherzogin, als dorthin zu gehen, um mit den kleinen Bauernmädchen und selbst den Bauernjungen zu spielen. Man hatte ihr die Unterthanen genommen, hier fand sie andere, weniger gross, aber sie gefielen ihr besser. Zunächst respectirten dieselben sie gar nicht und sie brauchte ihnen die Hand nicht zum Küssen zu reichen. Dennoch übte sie bald eine Art von Macht aus. Selbst Justus, der Sohn des Schulmeisters — obgleich er schon 11 Jahr alt und ein sehr ernster kleiner Mann war, der stets die Nase in den Büchern

hatte — gehorchte dem Einfluss Lisi's. Setzte er doch seine Würde so sehr auf das Spiel, dass er auf einen Wink Lisi's nicht zögerte, eine Mauer zu erklettern, um ihr Lilien zu pflücken oder die kleinen grünen Aepfel, die sie so gern mochte.

Es war aber nicht ihre Geburt, die ihr diese Herrschaft einbrachte; es war eine gesetzliche Souverainität nach dem Verdienst; die ganze kleine Welt betete sie an und gehorchte ihr, weil sie die tollste war, die wildeste, der schalkhafteste Kobold, den man je gesehen. Sie kannte alle die schönen Rundgesänge, wusste stets ein neues Spiel zu erfinden, und erdachte fortwährend neue Streiche. Man konnte behaupten, dass während der drei oder vier Jahre kein Topf einem Hund an den Schwanz gebunden wurde, keine Tulpe im Garten des Schulmeisters ausgerissen, keine Pfauenfeder an den Ueberrock des Pastors gesteckt wurde, ohne dass Lisi es gethan, oder wenigstens dazu

gerathen hatte. Sie war es auch, welche die langen Ausflüge über Wald und Feld anführte, wohin man wie Schaaren von Spatzen in ganzen Banden zog und von denen man mitunter erst gegen Nacht zurückkehrte, die Haare voll von Dornen, die Lippen schwarz von Beeren, Kleider und Hosen in Fetzen. Die Mütter waren natürlich böse darüber, aber man hatte sich ja köstlich amüsirt!

Und wirklich hatten die Mütter Recht, denn diese langen Herumstreifereien waren nicht ganz ohne Gefahr, wie man aus dem schrecklichen Abenteuer sehen wird, in das Lisi und ihre kleinen Begleiter geriethen.

Sie waren auf dem Heimwege nach dem Dorf und gingen an einem Waldsaum entlang, der im Abendsonnenglanz roth und goldig glänzte — sie auf einem Bein hüpfend, ausser Athem, ganz roth vor Freude, mit wehenden Locken, im Arm einen grossen Strauss von Gräsern und wilden Blumen; die übrigen hinter

ihr, etwas matt aber voller Freude und lange Zweige hinter sich herziehend, die einen Lärm machten, als ob man Seide zerreisst — da sprangen plötzlich 8—10 kleine Menschen in Masken wüthend hinter den Bäumen hervor und liefen auf die Herumstreicher los, indem sie schrieen:

«Das Geld oder das Leben!»

Man kann sich die allgemeine Furcht denken! Knaben und Mädchen schrieen auf, fuhren entsetzt zurück und hingen sich einer an den andern wie die Vögel im Nest. Manche warfen sich sogar auf die Knie und baten händeringend ihnen kein Leid zu thun. Nur Lisi trat, mehr verwundert als erschreckt, ruhig vor, denn sie sah, dass die Räuber höchstens 13 Jahr alt waren und schöne Kleider von Sammt und Seide unter den Maskenanzügen trugen. Sie hatte niemals gehört, dass man auf den Wegen so junge und so gutgekleidete Räuber anträfe.

Dennoch konnte Gefahr dabei sein, denn

die Angreifer, denen die schwarzen Masken ein sehr tragisches Aussehen gaben, hielten den erschreckten Kleinen kleine Pistolen vor, die wahrscheinlich aus Zuckerwerk waren, aber auch ebensogut wirkliche Waffen sein konnten. Lisi hielt es deshalb für gut, mit den Räubern sich zu verständigen und wandte sich halb lachend, halb ärgerlich an den, der Anführer zu sein schien, weil er etwas grösser war als die Uebrigen und sein Kleid auch reicher gestickt war.

«Ich, mein Herr, will Euch ein Sechs-Kreuzer-Stück geben: es ist alles was ich habe, die übrigen haben gar nichts. Kauft Euch für die 6 Kreuzer Kuchen und Kirschen. Nehmt das Geld und lasst uns ziehen, wenn es gefällig ist.»

Der Anführer zuckte verachtungsvoll mit den Schultern.

«Sechs Kreuzer!» rief er. «Wahrhaftig eine schöne Summe! Verflucht! wie Karl Moor in

Schillers Räubern sagt. Das wäre nett, wenn sich Edelleute wie wir für eine so armselige Summe angestrengt hätten! Wenn Ihr kein Geld habt, nun wohl! Wir werden Euch als Gefangene bewachen, bis Eure Familien ein annehmbares Uebereinkommen mit uns treffen — so vier bis fünftausend Thaler! Vorwärts, marsch! kommt mit uns in den Wald! Der Hauptmann soll über Euer Schicksal entscheiden.»

«Aber,» sagte Lisi; «seid Ihr denn auch wirklich Räuber?»

Die kleinen, maskirten Menschen schienen durch diesen Zweifel sehr beleidigt zu sein. Um ihre Eigenschaft als Räuber zu zeigen, fingen sie an die kleinen, nach der Mama rufenden Gefährten der Lisi mit Worten und Geberden hart anzufahren und nahmen sie in die Mitte, die Pistolen in der Hand. Dann marschirte man durch die grünen, hier und dort noch goldig erleuchteten Zweige, die sich vor ihnen

bogen und hinter ihnen rauschend zusammenschlugen.

Von Zeit zu Zeit wandte Lisi, die voranging, den Kopf und suchte ihre Gefährten durch ein Wort oder eine Geberde zu trösten und zu ermuthigen. Sie sah aus, wie ein besiegter General, der durch seinen edlen Anstand die niedergeschlagene Stimmung seines Stabes zu heben sucht.

Man kam zu einer kleinen Lichtung, wo weisse Ponys mit gestickten Schabracken die blühenden Kräuter abweideten und die Rinde der Bäume benagten. Unter einer uralten Eiche sass dort ein Knabe, auch maskirt, den Kopf auf die Hand gestützt — tief träumend oder halb schlafend.

Sicher war er der Anführer der übrigen, denn er trug ein prächtiges feuerfarbenes Gewand, das ganz mit Perlenstickerei verziert war. Der Gürtel erglänzte von Perlmutter und Edelsteinen, auf dem Kopfe aber ein mit rothen

und goldenen Federn geziertes Barett, so dass es aussah, als ob dort ein grosser Vogel sässe.

Bei dem Geräusch der Schritte in der Lichtung wandte er den Kopf den Ankömmlingen zu und sprach mit langsamer Stimme, der man die Gewohnheit und den Ueberdruss des Befehlens anhörte:

«Nun, Lieutenant Karl! Was giebt es neues und wer sind die Leute da? Antworten Sie!»

«Schlechter Fang, Hauptmann!» antwortete der Lieutenant Karl — der von der Bande, den Lisi für den Anführer gehalten.

«Diese Bauern versichern, ihr ganzes Vermögen bestände in . . .»

«Sechs Kreuzern!» unterbrach ihn Lisi kühn, während ihre kleinen Begleiter hinter ihr ängstlich den schönen Hauptmann betrachteten, der noch schöner war als ein Haidefasan. «Jawohl, sechs Kreuzer! Und ich würde sie wohl hüten, denn sie gehören mir und nicht Euch. Aber ich will sie Euch geben, weil man uns zu Hause erwartet.»

Der Hauptmann war aufgestanden.

«Ihr lügt, Kleine!» sagte er.

«Durchsuchen Sie meine Kleider!»

«Ihr habt noch etwas anderes.»

«Was denn?»

«Diese Blumen.»

Mit einem leisen Lächeln, das man unter der schwarzen Maske kaum hörte, zeigte der Hauptmann auf die schönen Blumen, mit denen Lisi bis an die Augen bepackt war, denn sie hatte sich trotz des Lärms im Abenteuer wohl gehütet, dieselben fortzuwerfen.

«Meine Blumen!»

«Gebt sie uns, Kleine! Es soll Euer Lösegeld sein.»

«Das will ich thun!» rief sie aus. «Und das Sechs-Kreuzer-Stück wollen Sie nicht?»

«Nein.»

«Ah! Ihr seid drollige Räuber! Wisst Ihr das?»

Laut lachend warf sie die grossen Sträusse

Blumen dem Hauptmann an den Kopf, der ganz eingehüllt in die Federn seines Hutes und von Kopf zu Füssen von den blauen und rothen Blumen umgeben in seinem goldverbrämten Wamms, als er sich schüttelte, aussah, wie ein niedlicher vom Wind bewegter Baum, dessen Blumen und Blätter herabfallen.

Das war das Zeichen zur allgemeinen guten Laune. Die Dorfkinder, die sahen, dass die Sache einen guten Verlauf nähme, und selbst die Räuber, durch die Freude ihres Anführers angesteckt, liefen laut lärmend durcheinander. Es war nicht mehr ein Trupp von Wächtern und Gefangenen, sondern ein Haufe spielender Kinder. Ein kleines Mädchen machte es der Lisi nach, raufte eine Hand voll Blumen aus und warf sie dem Lieutenant Karl ins Gesicht. Bald folgten alle diesem Beispiel und es gab auf der Lichtung, zwischen den Ponys, die anfingen zu wiehern, durch die Sträucher und um die Bäume herum ein Laufen und Verfolgen, ein

Fliehen und Springen — eine förmliche Schlacht von Lachen und tollen Bewegungen, wobei die Lumpen von den schönen Röcken herabfielen und die schönen Stickereien unter einer Lawine von abgerupften Blumen hell blitzten.

Plötzlich rief der Lieutenant Karl:

«Horcht!»

Alle Kinder blieben bei dieser plötzlichen Unterbrechung des Spieles wie festgebannt stehen.

«Was giebt es?» fragte Lisi, der die Haare unordentlich in das Gesicht herabhingen.

«Was ist?» fragte auch der Hauptmann.

«Horcht! sage ich Euch!»

In der That ertönte das Geräusch regelmässiger Schritte durch den Wald. Es mussten viele Menschen sein.

Der Lieutenant Karl fuhr mit leiser Stimme fort:

«Wartet ohne ein Geräusch zu machen. Ich bin gleich wieder da.»

Er horchte durch die Bäume, verfolgt von den neugierigen Augen all der Kleinen und erschien bald athemlos und erschreckt wieder.

«Wir sind verloren!»

«Die Polizei?» rief Lisi.

«Wer kommt denn?» fragte der Hauptmann.

«Der Gouverneur!»

«Allein?»

«Oh nein! Er sitzt allein in einem Wagen, aber Leute, viel Leute folgen ihm!»

«Lieutenant, wir werden uns vertheidigen!»

«Gegen zwanzig oder dreissig Menschen?»

«Ich sagte ja, wir müssten eine Höhle haben!»

«Wir haben keine gefunden und in vier Tagen eine zu graben, würde zu schwierig sein!»

«Müssen wir fliehen?» sagte der Hauptmann mit dumpfer Stimme, die Hand am Kinn.

«Dazu haben wir keine Zeit mehr. Hört!»

Sie machen Halt. Unser Versteck ist durch

einen Verräther entdeckt. Wir werden eingeschlossen.»

«Oh weh!» sagte der Führer, die kleinen Fäuste an die Zähne gepresst.

Aber Lisi, die wenig von dem verstand, was vorging, und nur vermuthete, dass ihre neuen Freunde in Gefahr seien, rief plötzlich aus:

«Herr Hauptmann! Würden Sie sich anstatt mit einer Höhle mit einem Schloss begnügen?»

«Mit einem Schloss?»

«Ja.»

«Mit welchem, Kleine?»

«Potztausend. Mit meinem!»

«Ihr habt ein Schloss. Ihr?»

«Ich sage es Ihnen ja. Aber es ist weder schön noch neu! Aber Sie werden sich immer darin verbergen können!»

«Eine Ruine?»

«Ja, eine sehr alte.»

«Mit unterirdischen Gewölben?»

«Tief, dunkel, schrecklich.»

«Hörst Du, Karl!» rief der Hauptmann freudig aus. «Es sind unterirdische Gewölbe da!»

«Das ist noch besser, als eine Höhle!» antwortete Karl. «Beeilen wir uns. Hört Ihr nichts? Ich glaube, sie gehen leise wieder vor und biegen die Zweige vorsichtig auseinander.

«Nun wohlan! Kommen Sie!» sagte Lisi.

«Jawohl!» sagte der Hauptmann. «Die Ruine ist doch nicht weit?»

«Nein. Gar nicht weit.»

«Müssen wir die Landstrasse einschlagen?»

«Es giebt einen Fusssteig. Aber es ist wahr, dass Euch Leute suchen. Vorwärts, Herr Hauptmann, gehen wir!»

Sie lief schnell in den Wald, gefolgt vom Getümmel der kleinen Leute und kleinen Mädchen. Sie verschwanden in der Tiefe des

Gestrüppes wie eine Schaar Vögel bei dem Nahen der Gefahr.

In Wahrheit war die kleine Erzherzogin, trotz ihrer entschlossenen Miene, sehr in Unruhe. Es ist keine Kleinigkeit, verfolgte Personen der Polizei zu verbergen, und dann dachte Lisi auch an die furchtbare Miene, die Fräulein Arminia Zimmermann bei dem Anblick der Fremden machen würde. Nun, um das Zürnen von Fräulein Arminia kümmerte sie sich wenig, und dann konnte man doch die niedlichen, in Gold und Seide gekleideten Räuber nicht fangen lassen, die nicht einmal das Sechs-Kreuzer-Stück genommen und mit denen man so nett im Walde gespielt hatte.

Nach einem langen, stillen Marsch durch hohe Farrnkräuter und junge Eichenschonungen hindurch, an deren Stämmen die schönen Kleider oft hängen blieben, befanden sich die Flüchtlinge auf einer Ebene, die ganz in dunkeln Nebel eingehüllt war, und vor ihnen auf einem

hohen, mit Tannen bewachsenen Hügel starrten die Ruinen der Lilienburg in die Luft und zeichneten sich düster und einförmig an dem noch blauen Himmel ab.

«Eine Festung!» rief der Hauptmann.

«Wir werden sie in Vertheidigungszustand setzen!» sagte der Lieutenant Karl.

«Gut!» sagte Lisi. «Gehen wir!»

Nachdem sie die Dorfkinder verabschiedet, die fest versprachen, von dem ganzen Abenteuer nichts zu sagen — ein Versprechen, das gehalten wurde, oder auch nicht — setzte sich die kleine Erzherzogin an die Spitze der Räuber und fing an den Fusssteig zu erklettern, der erst rings um den Hügel herumführte und endlich an dem verfallenen Thor des alten Schlosses mündete. Zu gleicher Zeit mit den Kindern rückte auch die Nacht immer weiter vor, das Grün der Tannen verdunkelnd; die Felsen verschwammen in dem Nebel, das Zwitschern der Vögel und Zirpen der Insecten wurde wie in

einen Schleier von Stillschweigen eingehüllt. Auch die Ruine selber wurde in Finsterniss versenkt, die scharfen Ecken verschwanden und wurden in dem Grau des Himmels verwischt, als das Leuchten der letzten rosig beschienenen Wolke erstarb.

Jetzt, in Folge der Melancholie des Abends — man sollte meinen, dass die Abendluft ebenso auf die Seele wirkt, wie auf den Körper — ergriff eine Art von Missbehagen, fast Furcht, die kleinen Flüchtlinge. Es gab mehr Geflüster mit leiser Stimme, mehr gesenkte Köpfe und schlaff herabhängende Arme. Selbst Lisi fühlte sich von einer unbestimmten Angst ergriffen. Zum Glück bemerkte man schon die ungeheure Vorhalle der Lilienburg, die ganz schwarz, bei der düsteren Beleuchtung inmitten von herabgestürzten Granittrümmern weit gähnte. Sie hatte kein gastfreundliches Aussehen, die alte Pforte. Mehr als ein Kind würde an den Rachen eines Menschenfressers aus Stein ge-

dacht haben. Aber dieser geöffnete Schlund war das Ziel, und man schlüpfte eiligst hinein. Man freute sich eben angekommen zu sein, wo, das war gleichgültig.

Plötzlich schrie Lisi laut auf und alle Ankömmlinge fuhren erschreckt zurück.

Die Oeffnung des Thores wurde plötzlich durch den blutigen Schein von Fackeln erleuchtet, die auf die Kinder zueilten und in der Dunkelheit wie kleine Kometen mit Schwänzen von Rauch und Feuer aussahen.

«Sind das Ihre Diener, die da auf uns zu kommen?» fragte der Hauptmann.

«Ich habe keine Diener!» sagte Lisi erschreckt.

Dennoch sah man bei dem Schein der Fackeln goldverbrämte Livréen schimmern.

«Wir sind gefangen!» rief Karl. «Es sind die Leute des Gouverneur.»

«Unmöglich, wie sollten sie vor uns angekommen sein?»

«Ich weiss es nicht. Sie sind uns gefolgt und dann vorangeeilt. Auf der Landstrasse. Der Gouverneur sass im Wagen und die Leute sind gelaufen. Da sind sie, seht!»

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als sich ein Kreis von grossen Dienern mit Kienfackeln in den Händen um die kleinen Räuber bildete, die sich ängstlich zusammen drängten. Lisi begann heisse Thränen zu weinen, weil sie Furcht hatte, dass man ihrem schönen Freunde, dem Hauptmann, etwas zu Leide thäte.

Aber die Fackelträger schienen keine feindlichen Absichten zu haben. Sie verbeugten sich respectvoll und blieben tiefgebückt stehen. Lisi hatte niemals gedacht, dass es Sitte der Polizisten sei, bei dem Anblick von Räubern sich so höflich zu benehmen.

Sie war aber noch viel mehr erstaunt, als ein alter dicker Herr, ganz beladen mit Goldstickereien — sie dachte an den Kammerherrn

mit der rothen Nase am Hof zu Kranach — mit allen Anzeichen der tiefsten Unterwürfigkeit sich nahte, sich verbeugte und sich auf das Knie warf vor dem Räuberhauptmann.

«O, gnädiger Herr, gnädiger Herr!» sagte er mit tief bewegter Stimme. «Wie bin ich hocherfreut, Hoheit wiedergefunden zu haben. Welche Unruhe haben Sie uns während der vier langen Tage bereitet! Haben Sie sich gar nicht überlegt, welche Qualen dieser Streich eine Mutter und so viele ergebene Diener hat fühlen lassen? Aber das ist die Frucht der schlechten Bücher! Wie oft habe ich nicht meinem erlauchten Zögling gesagt, dass «Die Räuber» von Schiller eine verabscheuenswürdige Tragödie ist, die nur dazu gut ist, Herz und Geist zu verderben. Ich glaube, Hoheit wird nicht wieder in Begleitung dieser verfluchten Pagen in den Wald laufen wie ein Strauchdieb; ich hoffe auch, dass Sie mir ein gutes Zeugniss ausstellen werden über die Vor-

kehrungen, die ich unter diesen schwierigen Umständen getroffen habe. Ich hätte mich ja sofort Seiner Person bemächtigen können, aber es würde einen grossen Lärm gegeben haben wegen all der kleinen Dorfkinder. Ich habe es deshalb vorgezogen, Sie hier zu erwarten und Hoheit werden zu schätzen wissen....»

«Genug!» sagte der Hauptmann mit stolzer Stimme, indem er seine Maske fortzog.

«O, wie schön er ist!» rief Lisi.

«Ich bitte den Herrn von Storckhaus, mich mit seinen Vorwürfen und Betheuerungen zu verschonen. Ohne Zweifel hat er Befehl, mich sofort nach Nonnenburg zurückzuführen, sobald er mich gefunden. Es genügt also, mir das zu sagen. Ich bin bereit. Reisen wir!»

«Wenn der gnädige Herr es für gut halten, werden wir erst morgen reisen.»

«Weshalb?»

«Es ist schon spät. Eine nächtliche Reise könnte Hoheit schädlich sein.»

«Wollen Sie nicht schleunigst die Unruhe meiner Mutter beendigen?» sagte der kleine Herr mit spöttischem Lächeln.

«Die Unruhe wird bald vorüber sein, ich habe eben einen Courrier nach Nonnenburg ausgefertigt.»

«Sehr gut, mein Herr. Aber wo bleiben wir diese Nacht?»

«Hierselbst, wie es ja die Absicht Eurer Hoheit war.»

«In dieser Ruine?»

«Vielleicht in den unterirdischen Gängen?» fragte der Lieutenant Karl, seinen spöttischen Kopf frank und frei vorstreckend.

«Dieses Schloss nennt man Lilienburg», versetzte Herr von Storckhaus ernst. «Es gehört der Erzherzogin Lisi, und Fräulein Arminia Zimmermann, die erste Ehrendame, war so freundlich, mir zu sagen, dass sie sich eine Ehre daraus machen würde, Euer Hoheit unter ihrem Dach zu beherbergen.»

«Nun wohl! Treten wir ein, mein Herr!»

Der kleine Hauptmann, dessen Begleiter verblüfft folgten, ging zwischen zwei Reihen Fackelträger durch den düstern Thorweg.

Aber Lisi lief ihm nach.

«Ihr seid also kein Räuber?»

«Nein!»

«Wie nennt man Euch?»

«Friedrich.»

«Und weiter?»

«Von Thüringen.»

«Der Prinz Friedrich seid Ihr?»

«Ja.»

Sie fing an laut zu lachen.

«Das ist aber einmal drollig,» sagte sie.

«Was denn?»

«Ihr seid mein Vetter. Ja, ja! Ich bin Lisi. Ich bin die Tochter des verstorbenen Landgrafen!»

Immer noch lachend fiel die kleine Erzherzogin dem königlichen Vetter um den Hals.

Das Unterbringen dieser Kindergesellschaft in dem alten Gemäuer war keine leichte Sache. Lisi wollte ihr Zimmer mit Friedrich theilen. Man konnte ihr nur schwer beibringen, dass so etwas für eine Prinzessin nicht passe. Da betrachtete sie traurig den Schlosshof, die Hühnerstangen, die gemeinsamen Nester, und stellte sich schmollend in einen Winkel. Endlich trat Fräulein Arminia ihr Betzimmer dem Prinzen von Thüringen ab. Karl und die übrigen Pagen mussten wirklich in den unterirdischen Gängen schlafen. Sie bekamen dort Schnupfen, aber dennoch war es eine schöne romantische Nacht.

Am nächsten Tage fand es Herr von Storckhaus für gut, sich nicht auf den Weg zu machen, bevor er Nachrichten von der Königin Thekla empfangen. Der Courrier kam mit einem Briefe zurück. Die Mutter Friedrichs billigte, dass der Gouverneur in Lilienburg geblieben sei und trug ihm auf, daselbst noch

einige Tage mit seinem Zögling zu verbleiben. Die Gegenwart des Knaben würde bei den grossen Ereignissen zu Nonnenburg doch nur hinderlich sein.

In der That grosse Ereignisse, denen die Katastrophe folgte.

Seit zwei Jahren spielte die schöne Mona Kharis die Pompadour am Hofe von Thüringen, nachdem sie auf dem Theater von Porte-Sainte-Martin als Balleteuse aufgetreten. Es hatte Friedrich I. genügt, dieses phantastische Mädchen einmal tanzen zu sehen, um vollständig in sie vernarrt zu sein. Wegen der Grazie, mit der sie den Fandango tanzte, liess er ihr durch die Königin selbst das Grosskreuz der Stiftsfräulein vom Theresienorden umhängen. Verliebt und extravagant, entzückte und betäubte sie ganz Thüringen. Sie ruinirte es auch, indem sie sich ruinirte. Sie hat später sagen können: «Als ich nach Nonnenburg kam, besass ich hunderttausend Francs. Aber der

König hat alles aufgezehrt!» Aber weil sie sich fortwährend mit Titeln, Geldern, Schlössern und Palästen beschenken liess, weil sie mit den Ministern spielte, wie kleine Kinder mit ihren Puppen, weil sie die Soldaten und Bürger, die nicht schnell genug grüssten, mit der Reitpeitsche schlug, hatte sie zuletzt fast den ganzen Hof und fast die ganze Stadt gegen sich. Ebenso freisinnig wie ausschweifend, hatte sie — das ist allerdings wahr — die Jesuiten verjagt und die Censur aufgehoben, aber die Thüringer fanden an dieser Richtung der Politik keinen Gefallen. Das Volk wollte dieser Dirne nichts verdanken. Eine andere Sache trug noch zur allgemeinen Verwirrung bei: Mona Kharis, welche von den Studenten in blauen, schwarzen, grünen und gelben Mützen bei dem Bockbiertrinken oft verspottet wurde, wollte einen neuen studentischen Verein mit rothen Mützen gründen — zum grössten Theil junge Adlige, die bereit waren, für sie zu sterben, weil sie

so schöne, helle Augen hatte und sie gewöhnlich Morgens empfing, wenn sie eben aus dem Bett gestiegen in einem Röckchen von durchsichtigem Zeug, dass man es für einen Nebel hätte halten können, der sich um die schönen Formen gelegt. Die Rothmützen wurden von den Gelb-, Grün-, Schwarz- und Blaumützen scheel angesehen. Es gab Beleidigungen, Contrahagen, Duelle. Eines Abends, als einige ihrer Getreuen durch die Rivalen in einer Kneipe der Vorstadt umringt waren, kam sie im Ballkleid herzugelaufen und warf sich in das Gemenge unter den Rufen: «Pereat meretrix! Pereant scortatores!» Eine Pistole in der Hand stellte sie sich in die erste Reihe der Rothmützen, während der Graf von Hirschstein ihr die Jacke auszog, damit sie bei der Schlacht nicht hinderlich sei! Aber das Volk mischte sich in dies Abenteuer. Aus dem Skandal ward ein Aufruhr, der zur Revolution anwuchs. Es war so die Zeit, in der aus Frankreich ein

frischer Freiheitswind wehte. Mona Kharis musste Nonnenburg in der Nacht verlassen in einem Berliner, in dem vier Polizeiagenten anstatt der Lakaien sassen. Ihr alter Liebhaber dankte aber ab mit den Worten: «Wenn das Gesetz so wenig respectirt wird, dass das Volk gewaltsam in den Palast des Königs eindringt, kann man nichts besseres thun, als seinen Abschied nehmen und davon gehen.» Hätte Friedrich I. seinen Abschied nicht genommen, würde man ihn sicherlich abgesetzt haben. Aber die Thüringer machten von ihrem Sieg wenig Gebrauch. Sie hatten sich von dem König befreit, wagten es aber nicht, zugleich das Königthum umzustossen. Joseph II., der Gemahl der Fürstin Thekla, bestieg den Thron von Thüringen.

In dieser aufgeregten Zeit kümmerte sich die Königin wenig um das seltsame Kind, das davongelaufen war, um in feuerrothen Atlaskleidern Karl Moor und Schinderhannes auf der

Landstrasse zu spielen. Sie hatte ja noch einen anderen Sohn, Welf, der noch nicht die Gewohnheit angenommen, sich als Erzbischof zu verkleiden, wenn er im See des Sirenenschlosses baden wollte und nur ein Hemd anzulegen, wenn er die Gesandten fremder Mächte empfing.

Dann war Friedrich einmal in Lilienburg, nun konnte er auch dort bleiben. Er wollte Freiheit? Nun, man gab sie ihm ja dadurch. Die frische Luft der Berge würde seinen heissen Tollkopf schon etwas abkühlen. Es wurden Verabredungen getroffen mit den Diplomaten, die Lisi bevormundeten, und einige Mauerbauten machten den linken Flügel des Schlosses bald wohnlicher. Die Königin Thekla, die weit in die Zukunft sah, dachte vielleicht schon an die Möglichkeit einer Vereinigung ihres jüngeren Sohnes mit der enterbten Erbin des Markgrafen von Kranach. Herr von Storckhaus war garnicht befriedigt von der Wendung, welche die Sachen nahmen. Gouverneur eines Prinzen, in

einer grossen Hauptstadt, das ist eine Stellung, auf die man wohl neidisch sein kann. Es ist aber viel weniger schmeichelhaft, in einer Ruine Hüter eines wilden Kindes zu sein. Der würdige Pädagog fügte sich aber. Er hatte, Gott sei Dank, einen Fehler oder einen Vorzug, der ihm gestattete, seine Mussestunden angenehm zu verbringen. Vom Neckar bis zur Isar gab es kein lebendes Wesen, das die Menge Lebensmittel hätte verschlingen können, mit denen sich Herr von Storckhaus täglich den Bauch vollschlug. Man erzählte von ihm gastronomische Heldenthaten, welche die Ammenmährchen von den Menschenfressern glaublich machten. Wie Fräulein Arminia sich ein Betzimmer zu Lilienburg eingerichtet hatte, so hatte er eine grosse Küche erbauen lassen. Die Gouvernante betete, der Gouverneur ass. So ging die Zeit vorüber.

Was Lisi und Friedrich anbetrifft, so gab es für sie zur Unterhaltung in der Einsamkeit all die Vögel, die in den Gebüschen sangen, all

die Schmetterlinge, die im Sonnenschein am Rande des Sees spielten, und all die schönen Wolken, die über den Himmel dahinzogen.

Sie freute sich darüber; er nicht, oder besser, es sah aus, als ob er sich nicht darüber freue. Er lächelte traurig, mit einem Gesicht, als ob er mit offenen Augen nicht sähe, wenn ihm die kleine Erzherzogin ganz voll von Freude eine Winde zeigte, die sich um das Dorngestrüppe am Wege herumgeschlungen, oder eine Biene, die summte wie ein Glöckchen, das mit goldenem Klöpfel angeschlagen wird.

Er war ein melancholisches Kind, das gern in Gedanken versunken in abgelegenen Ecken stand mit dem Aussehen, als wolle er dem Leben ausweichen. Es lag etwas wie heimliche Furcht in seinen Bewegungen und der Haltung des stets zur Seite gewandten Kopfes, in dem starren Blick der Augen, die sich oft plötzlich schlossen, wie durch den hellen Tag geblendet, in der augenscheinlichen Sehnsucht fortzugehen, zu

fliehen, zu verschwinden. Wo er auch immer war, zeigte er das lebhafte Verlangen, an einem anderen Orte zu sein. Gleich einem, der aus weiter Ferne kommt, sah er aus inmitten all der Sachen wie ein Fremder in der Fremde.

Bleich wie er war, zitterte er oft und schauderte plötzlich zusammen. Man hätte meinen sollen, er habe Fieber. Ja, vielleicht war es Fieber.

Für gewöhnlich hielt er sich in einem öden Zimmer in der höchsten Etage des linken Stockwerks auf. Es war fast ohne Möbel. Kein Spiegel war darin. Das Tageslicht, das schwach durch die düstern Fensterläden drang, bedeckte die Steinmauern und die Decke eines grossen Tisches wie mit feinem, grauen Staub. Dieses todtenstille Zimmer, in dessen Halbdunkel wie ein unsichtbarer Nebel Kälte von den Steinfliesen auf- und von den Balken herunterzusteigen schien, sah aus wie das seit langer Zeit verlassene Krankenzimmer eines

Gefängnisses. Mager, blass, mit länglichem, mattem Gesicht, ging er den ganzen Tag um den runden Tisch herum. Bisweilen wandte er plötzlich den Kopf und beschleunigte den Schritt, als ob er verfolgt und gebissen wäre von einem Hunde, der unter der Tischdecke hervorgefahren. Er zitterte, wenn ein allzuheller Strahl, ein nahes Geräusch — das Rollen eines Wagens auf dem Pflaster, ein Axthieb des Holzhackers oder der helle Gesang eines Vogels — die dicken Mauern durchdrang, als ob er Furcht hätte, dass diese Strahlen, diese Laute dort draussen, dem scheuen Dunkel im Zimmer und dem geheimnissvollen Schweigen, das in ihm wohnte, wehe thäten.

Dann aber wieder bemächtigte sich seiner plötzlich eine rasende Liebe zum Licht und dem Lärm, der die ganze Natur erfüllt. Mit zerzausten Locken, blutrothen Lippen und brennenden Augen stürzte er aus seinem Zimmer heraus und rief der Lisi zu mitzukommen.

Dann rannte er mit ihr querfeldein durch die Gebüsche und über die Felsen, sprang über die Dornen und warf sich in das Gras, wo er in dem schönen Duft der Blumen und dem hellen Sonnenlicht sich herumwälzte, wie ein junges Füllen. Aber bald erlosch die Röthe auf seinen Wangen, wie Rosen, die im Schnee verwelken. Er liess die Arme muthlos sinken und sah sich mit furchtsamer Traurigkeit um, als ob er das nicht mehr zu sehen glaubte, was er soeben noch gesehen. Es lag in dem Blick etwas wie Verachtung über den Anblick des Reellen und Reue über die Illusion. Er entfloh, Lisi, die zurief: «Friedrich, was hast Du nur?» fast grob zurückstossend, und kehrte in sein einsames Zimmer zurück. Dann ging er wieder mit halbgeschlossenen Augen und kreidebleich um den Tisch herum.

Hörte er Stimmen in der Einsamkeit? Sah er Gestalten in dem Nebel? Noch nicht oder besser, er fühlte Töne voraus, die aus der Ferne

noch nicht als Laute irgend einer Sprache zu ihm drangen, er ahnte Gestalten, die ebenso-schnell verschwanden, als sie kamen. Das einzige, was er sicher fühlte, war das Gefühl einer tiefen Leerheit und Trauer über dies Dasein. Seine Seele glich einer Landschaft, wo nichts zu sehen und nichts zu hören ist, die öde erscheint, weil es Nacht ist. Sie ist aber nur durch die Dunkelheit verdeckt. Sowie die Morgenröthe anbricht, sieht man die grünen Bäume und die reifenden Kornfelder, man hört das Mühlrad im Bach rauschen, man erblickt die sprühenden Wassertropfen, die im Sonnenschein wie Diamanten glänzen und freut sich über das Zirpen der erwachenden Grillen und den frohen Morgengesang der Vögel.

Die Dichter waren es, welche der Seele Friedrich's den Tag brachten.

Anfangs hatte er sie gelesen, ohne Freude, mit düsterer Stimmung. Er war noch zu jung gewesen. Er verdankte ihnen nur seinen Hang

zu unbestimmten Träumereien, seine kindliche Liebe zu allem Seltsamen. Seit er sie verstand, verstand er sich selbst und lebte auf. In dem, was sie erhofften, was sie liebten, enthüllte sich plötzlich das, was er geliebt, erhofft hatte, ohne sich darüber Rechnung tragen zu können. Wie ein Blinder, der plötzlich zu sehen anfängt, das Licht wiederzuerkennen glaubt, das Licht, das er noch nicht gekannt, aber stets ersehnt hat.

Seit Friedrich das Ideal erfasst, fühlte er wohl die Form und den Glanz seiner eigenen Gedanken, die ihm bisher nur verschwommen und unbestimmt vorgeschwebt hatten.

Seine Gedanken gingen in denen der Dichter auf. Alle Träume gehörten ihm! Er war der junge Adam im feenhaften Eden, er war der Eroberer des fabelhaften Eldorado. Er hörte mit Klopstock die Gespräche der Engel, die von einem Stern zum andern erklangen. Er stieg als Dante an der Hand Vergils in die

schreckliche Schönheit der Hölle hinab und gelangte zu der paradiesischen Klarheit, in der Beatrice wohnt. Die tragischen Thränen der Verliebten weinte er bei der Lectüre Schillers, und die Stirn auf den Goethe gepresst murmelte er zu einer noch unbekannten Braut die Worte, die Hermann zu Dorothea spricht, als er sie den Berg herab zu seines Vaters Hause führt. Jetzt wollte er nicht mehr allein, nicht mehr im Finstern bleiben! Jetzt da er die Freuden und die Schmerzen, die noch schöner als die Freuden, da er die Liebe und den Ruhm des irdischen Lebens kennen gelernt, wagte auch er zu leben! Und wie die Helden der grossen Dichter wollte er froh in den Kampf ziehen, mit glänzenden Waffen, in denen sich die Sonne spiegelt, wollte er ein reines und schönes Ritterfräulein lieben, das von seinem Schloss herabschaut einer Lilie gleich. Ja, lieben, überall lieben! Eines Morgens als er Lisi mit thaubetropften Lilien geschmückt, sie selbst blühend

wie eine Rose, mit dem schönen lachenden Mund auf sich zukommen sah, lief er auf sie zu, schloss sie in die Arme und rief: «Ich liebe Dich!» Und Lisi antwortete: «Ich liebe Dich schon lange Zeit!»

Es war so; sie liebte ihn schon seit vielen Tagen. Die Liebe, die sich bei ihm plötzlich entfaltet, hatte bei ihr schon lange gekeimt, geblüht. Seit der Begegnung in der Lichtung des Waldes liebte sie ihn, sie ein Kind dies andere Kind, weil er so schön aussah als Räuberhauptmann in dem Hut mit den langen Federn. Dann war sie, die frohe und lebhafte, erstaunt gewesen über die Traurigkeit, die ihn quälte; aber alles, was man sieht — selbst das Erstaunen — fördert die Liebe, wenn man schon liebt. Es war so weit gekommen, dass sie ihn bewunderte, weil er so still, so furchtsam, so unstät war. Das sind die schönsten Schmetterlinge, die man nie haschen kann, und

die Vögel singen am schönsten, die sich nur selten zeigen.

Ueberzeugt, dass er nicht Unrecht haben könne, war sie böse auf sich selbst, weil sie nicht so melancholisch und so wild war wie er. Sie hielt sich für weniger gut, weil sie besser war. Sie hatte es versucht, auch traurig zu sein; sie hatte es nicht vermocht; sie lachte, wie die Blumen duften, wie das Wasser an den Kieseln rauscht in Folge eines Naturgesetzes. Doch bemühte sie sich, wenigstens ein ernstes Gesicht anzunehmen, wenn sie ihn erblickte. Oft sass sie auf der Wendeltreppe, die zu Friedrich's Zufluchtsort führte, wehrte die Zudringlichen ab und sagte leise zu den Leuten, die vorübergingen: «Schliesst die Thüren ohne Geräusch!» Alles, damit Niemandes Gegenwart und kein Geräusch die langen Träumereien des blassen, kleinen Prinzen störe, der in seinem öden Saal vielleicht an gar nichts dachte, während sie auf der Treppe an ihn dachte.

Nach dem Austausch des ersten Geständnisses waren sie sofort ein Herz und eine Seele. Er, 17 Jahre alt, sie 15, waren sie gleich zwei Haiderosen auf einem Stiel, die eine schon geöffnet, die andere noch Knospe. Beide aber stehen nahe bei einander und hauchen nur einen Duft aus. Ihre junge Liebe, die an einem Aprilmorgen bei dem Knospen der Rosen, dem Grünen der Blätter erblüht war, passte so zu dem zarten Frühlingserwachen der Natur, war ihm so ähnlich, dass man nicht hätte sagen können, ob die Liebe im Frühling, oder der Frühling in der Liebe aufgegangen. Sie lernten die langen Spaziergänge kennen, wo man Hand in Hand stillschweigend geht, während die erwachende Morgenröthe den Himmel rosig verklärt und ein anderer Morgen, der im Herzen anbricht, die Lippen mit einem gleichen Lächeln verklärt. Mitunter entschlüpfte Lisi, lief wie ein Kind davon, kam schnell wieder, ganz ausser Athem, Veilchen oder

Glockenblumen in ihren geschlossenen Händen, die wie ein Nest für die kleinen Blüthen aussahen, hielt sie dicht vor den Mund und fragte: «Sage, willst Du davon?» Und die Frühlingsblumen waren so nahe bei den Lippen, dass er nicht wusste, ob sie ihm Küsse oder Blumen anbot. Die junge verliebte Natur wunderte sich, bei dem Lachen dieses Kindes den schönen, blassen Jüngling lächeln zu sehen, in dessen Augen reines Glück blaute. In dem Rauschen der Blätter, in dem fröhlichen Gesang der Vögel, verlobte sich alles, die grünen Zweige und die zurückgekehrten Vögel, rings umher um die beiden Verlobten.

Dennoch war Lisi immer noch etwas erstaunt über ihn, so nett und zart er auch gegen sie war. Er war seltsam, obgleich er bezaubernd war. Er sagte ihr feurige, fast schreckliche Worte, so eigenthümlich waren sie. Wie er sie noch vor kurzem durch Gestrüpp und über Felsen mit sich fortgezogen, so riss er sie jetzt

in seinen Träumen fort zu solcher Höhe, dass sie Schwindel befiel und sie wirklich Furcht bekam. Weshalb beunruhigte er sich über solche Dinge, da sie doch wirkliche Freuden genossen? Wenn man solch schönes Leben führt, wo man ist, warum sich bemühen, in Gedanken dort zu leben, wo man nicht sein kann? Jede Tiefe, auch die des Himmels ist ein Abgrund und man verliert sich darin. Man muss sich aber nicht verlieren, wenn man sich gefunden hat. Gott hat uns auf die Erde versetzt, damit wir darauf bleiben. Man soll daran denken, Blumen und nicht Sterne zu pflücken. Dennoch wagte sie es nicht, ihm Vorwürfe zu machen, sie wagte es nicht einmal, sich selbst einzugestehen, dass sie ihm Vorwürfe machen könne. Er hatte sicher Recht, denn er war ja so schön! Sie war ja nur ein kleines Mädchen und verstand von so hohen Sachen nichts! Wenn er mit bestürzten Geberden, die Augen wie von Visionen geblendet, laut ausrief: «Clorinde!

Ich bin es Tankred! Beatrice, öffne deinem Dante die Thore des Paradieses! Margarethe, spinne ruhig weiter, während mich Mephistopheles über den gähnenden Abgrund trägt,» so wagte sie es nicht, ihm zu widersprechen. Abwechselnd trat sie ihm kühn, wie eine Kriegerin gegenüber, oder machte ihm wie eine Heilige mit einem Palmzweig Zeichen, oder setzte sich an das Fenster, ahmte die Bewegung des Spinnens nach, wie ein Mädchen, das den verschwundenen Liebsten erwartet und an seine Küsse denkt. Sie hätte es aber vorgezogen, dass sie einfach Friedrich und Lisi wären.

Am Ufer des Sees lag eine kleine Rosenlaube, zu deren Füssen das vom Windhauch sanft bewegte Wasser leise den Sand hinaufrauschte. Ein wenig vor Sonnenuntergang — während Fräulein Arminia Zimmermann im Betzimmer betete und Herr von Storckhaus in der Küche die Vorbereitungen zum Abend-

essen überwachte — waren die beiden Kinder daselbst gewöhnlich zusammen. Wenn sie dort so leise sprachen und sich schmeichelnd liebkosten, glichen sie zwei Vögeln, die sich gegenseitig die Federn glätten in einem Käfig von grünen Blättern und Sonnenschein.

Einmal liess Friedrich die Stunde des Stelldichein vorübergehen. Er hatte sich verspätet bei der Betrachtung zweier Wolken, die sich am Himmel verfolgten, die eine wie ein goldener Waffenschmuck glänzend, die andere blutigroth wie eine Wunde. Es sah aus wie ein Kampf in den Lüften zwischen dem Drachen und dem Erzengel Michael. Bald verschwanden die beiden Wolken und Friedrich eilte dem See zu.

Als er sich näherte und die Ranken der Rosenlaube auseinander bog, hörte er ein leises Rascheln im Grase. «Sie ist schon da,» dachte er. Er ging leise und ohne Geräusch, um sie zu überraschen. Er freute sich schon im Vor-

aus über ihr lächelndes erschrecktes Gesicht und den ängstlichen Schrei, den sie ausstossen würde, wenn er plötzlich erschiene.

Er streckte den Kopf schnell durch das Geflecht der Rosenzweige.

Aber er blieb überrascht still stehen mit aufgerissenen Augen und bebendem Munde.

Weshalb? Was sah er? Wer war dort ausser Lisi?

Er blieb lange athemlos stehen, und hielt sich an den Rosenstöcken fest, wie einer, der vor sich in die Tiefe eines Abgrundes schaut und Furcht hat zu fallen.

Dann entfloh er plötzlich, erschreckt und wild. Durch Felder, durch Gestrüpp, durch das hohe Gras und durch die Dornengebüsche stürzte er, während die Locken ihm wüst um den Kopf herumhingen. Bei diesem Lauf sah er sich plötzlich vor einer Felswand stehen.

Er liess sich ermattet niedersinken und begann,

die Hände vor das Gesicht gepresst, heftig und anhaltend zu schluchzen.

Was er gesehen hatte — anstatt seiner lieben und reinen Lisi — das war ein dickes, grobes Bauermädchen, die sich einem starken Burschen hingab.

In den wenigen Augenblicken, in denen er entsetzt und von unermesslichem Abscheu erfüllt, in die Rosenlaube gesehen, hatte er all die niedrigen, gemeinen Mysterien der geschlechtlichen Liebe gesehen.

Was? So ist das Weib und das ist Liebe? Zu diesem schmutzigen Ende führen all die Träume und all die Zärtlichkeiten? Hinter dem Lächeln der Jungfrau, hinter der erröthenden Scham, hinter der kühnen Hingebung der Jünglinge solch Unrath? Zu solchem Ende führen die Wege, durch die man in das Paradies zu gelangen glaubt. All die keuschen Krieger, die schönen Ritter, die Bräute, die Gänseblumen zerzupfen, während ihre Verlobten

ihnen von der Reise beim Schein des reinen Mondes Briefe senden, all die Feen, all die Heldinnen in den Tragödien, vor denen ein Oberon auf das Knie sinkt, all diese Göttinnen, Götter und Engel — denn ein Mann gleicht dem andern und ein Weib der anderen — endigen mit solchen gemeinen Handlungen!

Der Gedanke empörte ihn. Es war ja nicht möglich, dass die Hoheit der Träume zu gleicher Zeit, an demselben Ort, bei jedem lebenden Wesen diesen gleichen Zweck haben konnte. Er glaubte es nicht, er wollte es nicht glauben, dass die Begeisterung, die Liebe zu dem Ideal schliesslich nur nach dieser schmutzigen und hässlichen Realisation strebe. Wie! Das verlangte Romeo von Julia? Das würde Virginia dem Paul gewährt haben, wenn sie nicht bei dem Schiffbruch ertrunken wäre? Das verweigerte Clara dem Egmont nicht? Das! Das! O über diese Gemeinheit! Der Engel verfolgt

nur einen Zweck? Den, ein Thier zu sein? Der klare, jungfräuliche Schnee ist nur da, um Schmutz zu werden? Er sagte sich: «Nein! Nein! Es kann nicht wahr sein!» Aber die Augenscheinlichkeit der Analogie unterdrückte diesen Strahl von Hoffnung. Jeder Diamant hatte diesen Fehler; jede klare Flüssigkeit diese Hefe. Selbst die Seraphine in den ewigen Höhen, selbst eine in Rosen gebettete Venus war mit diesem infamen Flecken behaftet und zwischen ihnen und dem dicken Bauermädchen war nur ein Unterschied in der Schönheit, die man in diesem gemeinen Unrath kaum bemerken kann, nur ein kleiner Abstand von dem weniger niedrigen zum allerverworfensten — aber immer im Unrath! Oh, wie er jetzt die Dichter verabscheute, die ihm nur noch als Spiessgesellen der Wirklichkeit erschienen. Sie täuschten nur den Geist und würfen wohlriechende Sachen in den Schmutz, um ihn angenehmer zu machen. Durch den Schwung der Verse und die Schön-

heit der Bilder gaben sie all der schweren Sünde Flügel, und begeisterten zu Seelen die Bestialität des Fleisches! Waren sie selbst auch betrogen? Nein! Sie waren Lügner! Warum nannten sie die Lippen der Frauen Rosenblüthen? Weshalb verglichen sie ihre Augen mit dem Blau des Himmels? Die Gewöhnlichsten waren noch die Schuldlosesten, die Gemeinsten hatten am meisten Recht. Sie täuschten wenigstens Niemand, verbargen die faulen Flecken nicht. Sie waren ehrliche Schweine, die zufrieden mit ihrem Trog sagten: «Komm her! Iss mit mir! Es ist gut!» Aber die Reinsten, die sich vermöge ihrer Begeisterung über Alles emporschwingen und uns deshalb fast wie Götter erscheinen, das wären die Allerschlimmsten! Wer verlangt von ihnen, dass sie an dem Leibe und in dem Busen des Weibes ein Paradies von keuschen Wonnen erblühen lassen? O über die grausamen Versucher! Der Leib empfängt und gebiert und

aus dem Busen empfangen die Kinder die erste Nahrung! Es ist nicht wahr, dass die Haare aus Gold und Sonnenschein geflochten sind, dass die zarte Haut der der Lilien gleicht, dass die Thränen Tropfen von Thau und Perlen sind! Das Entzücken der Poesie, welches die Wahrheit verhüllt und verbirgt, sind Guirlanden, mit denen man ein Aas bekränzt.

Er begann Gott zu fluchen. Warum waren die Sachen so? Wenn es wegen der geheimnissvollen Zwecke der Natur oder deren unbekannten Schöpfers nothwendig war, dass eine mächtige Anziehungskraft den Mann zum Weibe führt und die Geschlechter vereinigt, warum war diese Anziehungskraft keine andre? Warum muss man das erwünschen, was nicht wünschenswerth ist? Warum der Erfüllung des Verlangens diesen Ekel hinzufügen? Hätte nicht Gott, der die Rosen, die Vögel und das schöne Blau des Himmels geschaffen, dem Weibe wirklich den Liebreiz der Blumen, der Vögel und des schönen

Azur geben können? Die Anziehungskraft hätte dadurch nicht geringer werden können, da der Gegenstand derselben reiner geworden wäre. Weshalb isst derselbe Mund, den man küsst? Die Bosheit Gottes hat die Sterblichen dazu verdammt, sich an der Schmach zu laben, am Schmutz Gefallen zu finden.

«Suche Deine Freude im Schmutz!» Und alle gehorchten diesem erniedrigenden Gesetz und unzweifelhaft — unbewusst aber doch wahr — war es dasselbe Verlangen, das den Burschen zu dem Bauernmädchen zog, wie sich der Hund zur Hündin gezogen fühlt, war es dasselbe Verlangen, nein, derselbe Instinct, der die Liebe hervorruft, die ihn, Friedrich, begeistert, berauscht hätte für Lisi!

Während er hierüber nachdachte mit starren Augen, zusammengepressten Lippen, die Knie zwischen den Händen, sank die sommerliche Abendwärme auf die trägen Zweige herab und liess Blätter und Blumen berauschende Düfte

aushauchen. Es war unter den Bäumen heiss wie in einem Ofen und das Flüstern der Blätter und Vögel erstarb in Stillschweigen. Noch ganz benommen von dem Abscheu gegen das soeben Gesehene und voll von zitternder Scham, erschrak Friedrich über die brünstige Hitze der Luft, denn er glaubte in dem Rauschen der Blätter Liebkosungen zu hören.

Ganz dicht hinter ihm raschelten plötzlich die Zweige. Er wandte sich um. Sie stand lachend vor ihm.

Sie erregte ihm Entsetzen. Er entfloh in den Wald.

Aber als er sich Lilienburg näherte, begegnete er dem Gouverneur, der ihn suchte und ihn mit vollem Munde von interessanten Neuigkeiten benachrichtigte. Joseph II. war schwer erkrankt; der Fürst Welf trug seit einiger Zeit unverkennbare Anzeichen von Geistesverwirrung zur Schau und die Königin Thekla verlangte deshalb, dass Friedrich, der wahrscheinliche

Erbe des Thrones, auf der Stelle nach Nonnenburg zurückkehre.

Der Gouverneur fügte hinzu:

«Hoheit werden es für gut befinden, denke ich, dass wir morgen abreisen?»

Friedrich blieb stumm, wie einer der nichts gehört hat und senkte das Haupt, als ob es ihm zu schwer geworden. Die Krankheit seines Vaters, die Narrheit seines Bruders — zwei düstere Ereignisse. Entschieden war es der Schmerz, der seinen Nacken beugte. Als Herr von Storckhaus fragte: «Soll ich die Befehle zur Abreise geben?» antwortete der Prinz nur mit einer unbestimmten, gelangweilten Bewegung, wie um zu sagen: «Was weiss ich. Warten Sie. Es ist ja nicht so eilig!»

Ohne ein Wort zu sagen betrat er das Schloss.

Er schloss sich in sein Zimmer ein. Die Nacht, noch schwärzer als draussen, weil die dunklen Vorhänge dicht geschlossen waren,

hüllte die kalten Wände des Zimmers in tiefe Finsterniss. Er fing wieder an, um den Tisch herumzulaufen, wie ehemals mit gebücktem Haupt und schlaff herabhängenden Armen. Bisweilen blieb er stehen und fuhr erschreckt zusammen, als sich ihm in der Finsterniss der Gedanken oder des Zimmers plötzlich eine fürchterliche Erscheinung gegenübergestellt hätte. Dann setzte er wie ein Automat, dessen Feder man aufgezogen, maschinenmässig seinen Gang weiter fort.

In welchem Kreis dunkler Träume wanderte sein Geist?

Hinter der Thür hörte er ein leises Geräusch. Friedrich hatte Furcht. Er vermuthete, dass Lisi dawäre. Beunruhigt über ihn, weil er ein so erschrecktes Gesicht gehabt, hielte sie ihn vielleicht für krank, und käme, um sich zu erkundigen und zu sagen: «Schlaf wohl! Mein Fried!» Er wusste nicht, ob er den Riegel vorgeschoben. Sie würde jetzt ohne

Zweifel mit einer Lampe in der Hand lachend eintreten. Bei dem Gedanken an das Licht und die Freude, die er vor sich erblicken würde, kauerte sich Friedrich zitternd zusammen, wie ein kleines Kind sich klein macht, wenn man ihm erzählt, dass ein Riese komme, um es aufzufressen. Aber Lisi trat nicht ein, sei es, dass sie es nicht gewagt hatte, sei es, dass die Thür wirklich verschlossen war. Man hörte das Rauschen eines Kleides auf den Steinen.

Friedrich athmete auf, als ob er eine Gefahr überstanden und setzte seinen Kreislauf fort.

Die Stunden verrannen. Es konnte kein Mensch mehr in Lilienburg wach sein. Ueberall war Dämmerung, Stille und Schlaf ausgebreitet. Die Uhr eines entfernten Kirchthurms schlug langsam elf.

Da ging Friedrich zur Thür, öffnete sie und tastete sich am Geländer die Stufen der Wendeltreppe hinunter.

Ein frischer Lufthauch fuhr ihm entgegen und verwirrte sein Haar. Er betrat den alten Schlosshof, den Lisi zum Hühnerhof umgewandelt. In dem schwachen Sternenlicht sah er die dunklen Epheuranken, die an dem bleichen, zerfallenen Gemäuer emporwuchsen. Hier und dort fiel von den Obstbäumen eine Frucht herab und in den Mauernischen gluckste bisweilen ein verschlafenes Huhn.

Friedrich stiess eine Gitterthür auf. Sie führte zum Pferdestall. Er streichelte seinen kleinen weissen tyroler Ponny, der wiehernd seine Mähne schüttelte, und sattelte ihn schnell. Dann ging er über den Hof nach dem grossen Thor zu, das Pferd am Zügel führend. Er sprang in den Sattel, trieb das Thier mit den Schenkeln an und sprengte in einer Wolke von Staub und einem Hagel von Kieselsteinen den Weg entlang, der von den Burgfelsen zum Thal herabführte. Die wehende Mähne des

weissen Rosses sah in der Finsterniss aus wie der Schaum eines Giessbaches.

Wohin ritt Friedrich? Er wusste es selbst nicht, nur fliehen wollte er.

Er wollte Lisi entfliehen und diesem verwünschten Schloss, wo er ein Raub trügerischer Träume gewesen, diese Wälder, in denen Menschen und Thiere sich paarten. Er wollte mit dem Leben abschliessen, was er bis zu diesem Tag gelebt hatte. Er floh nach Nonnenburg, wo man ihn haben und zum König machen wollte.

König! Er! König über Männer und Weiber? Nicht nur dass er unter denen leben musste, die ihr Vergnügen in der Befriedigung der Sinne suchen, nein, er musste auch noch ihr Oberhaupt werden. Er sollte Herr der Menschheit werden, die ihm wie eine Gesellschaft von Prostituirten vorkam. Er sollte das werden, was der Bock unter den Schafen, was der Stier unter der Rinderheerde ist.

Das Pferd stürzte. Friedrich stürzte auf die Steine, richtete sich mit blutigen Händen wieder auf und sah sich um. Er kannte die Gegend nicht, wo er sich befand. Es war ein enger Pfad, der zwischen Tannen an einem Berge entlang führte. Niemals war er bei seinen Ausflügen hierher gekommen. Er näherte sich dem Pferde, das, auf den harten Boden gestürzt, laut stöhnte. Er wollte es zum Aufstehen bringen. Das ermüdete Thier blieb ruhig liegen und ächzte. Waren schon einige Stunden verflossen, seit er Lilienburg verlassen? Hatte er schon eine grosse Strecke Weges zurückgelegt? Es war aber noch tiefe Nacht. Der struppige Tannenwald inmitten der Felsen stand unbeweglich und düster da mit ausgestreckten Zweigen, als wollten sie den Durchgang verwehren.

Ganz niedergeschmettert setzte er sich auf einen Stein und liess den Kopf hängen. Er dachte nicht mehr, wenigstens nur noch sehr

unbestimmt. Mit halbgeschlossenen Augen fühlte er seine Seele von einem Hin und Her von düstern Träumereien ergriffen. Langsam versank er in Schlaf. Als er erwachte war es heller Tag und die Spitzen der Tannen waren rosig vom Sonnenschein beschienen, während der ganze Wald von dem Gesang der Vögel ertönte.

Nach einem unsicheren Blick auf die Gegend, kam ihm plötzlich die Erinnerung wieder. Er erinnerte sich an den Burschen und das Mädchen unter der Rosenlaube, und dass die ganze Menschheit diesen beiden gliche. Er lief zu seinem Pferd, das endlich aufgestanden war und das kurze Moos auf den Felsen abfrass. Weiter, noch weiter fliehen musste er vor allem! Aber trotzdem Friedrich den Fuss in den Steigbügel hob, schwang er sich doch nicht in den Sattel. Wohin sollte er gehen, um dem Leben zu entweichen? Sicher würde es ihm überall schwer werden, dem Schmutz der Wirklichkeit

zu entgehen. Wie konnte er, Mensch der Gestalt, wenn nicht auch der Seele nach, der Gemeinheit des menschlichen Lebens entgehen? Die Lerche, die einen Augenblick auf einem Düngerhaufen gesessen, breitet die Flügel aus und fliegt davon; der Wurm verbringt sein ganzes Leben darin. Konnte er, auch ein Wurm, ohne Flügel davonfliegen? Ist auch der Himmel für die da, die nur kriechen können? So giebt es auch keine Zuflucht ausserhalb der Welt? Wehe, jedes Entrinnen ist unmöglich!

Während er so dachte, zum Tode betrübt, schlug ein Geräusch an seine Ohren, wie aus einer tiefen Schlucht emporsteigend. Man hätte es für das durch die Entfernung geschwächte Schreien einer grossen Menschenmenge halten können. Von Zeit zu Zeit durchschnitt ein Ruf des Zornes oder der Drohung die Lüfte.

Erstaunt erstieg Friedrich einen Felsen und

sah auf die Zweige der Tannen gestützt in das hell beschienene Thal herab.

Die Arme gen Himmel erhoben, mit bebenden Lippen und starren Augen blieb er stehen. Er erblickte unter sich die lange Flucht von Häusern und Strassen einer fremden Stadt. Dicht vor der Stadt auf einem niedrigen Hügel, der ganz vom hellen Schein von Lanzen und Helmen erfüllt war, bemerkte er eine Menge von aufgeregten Leuten, die unter wüthendem Geschrei drohend die Fäuste erhoben zu einem Kreuz. An ihm hing, vom hellen Sonnenschein erhellt ein Mensch, der das Haupt auf die Schulter hatte sinken lassen. An zwei anderen, niedrigeren Kreuzen, ihm zur Rechten und zur Linken, hingen zwei andere Menschen.

Was sollte das heissen? Was war das? Eine Vision oder ein Traum? War Friedrich närrisch geworden? War er wieder in Schlaf versunken und träumte? Nein. Er sah ganz klar. Auch war sein Geist ganz ruhig. Er wurde

sicher durch keine Erscheinung getäuscht. Als er seine Hand ausstreckte, fühlte er die Schärfe der Felsen. Er hörte ganz deutlich hinter sich, wie das Pferd das Moos und die wenigen Gräser abzupfte.

Er starrte immer noch vor sich hin. Da er aber all seine Willenskraft zusammennahm, unterschied er in dem Sonnenschein alles ganz genau.

Die Kleider der Bevölkerung glichen denen, die man in den Illustrationen alter Bibeln und Evangelien sieht. An den langen Röcken trugen sie halbmondförmige Verzierungen von Kupfer. Hier und dort erblickte man viereckige schwarze Mützen. Daneben sah man Reiter im Kostüm von römischen Soldaten, die Standarten und Adler trugen.

Ein Mann trat aus der Menge vor und näherte sich dem, der an dem grösseren Kreuze hing. Er trug eine Lanze oder ein Schilfrohr, das oben in etwas Rundem endigte. «Oh!»

dachte Friedrich. «Es ist der essiggetränkte Schwamm, den man Christo reicht.» Während die erbitterte Menge von neuem ein wüthendes Geschrei ausstiess und die Gestalt am Kreuze wie in den letzten Zügen erzitterte, nahte sich schwankend und schluchzend eine Frau und umschlang den Fuss des Kreuzes inbrünstig betend.

Alles das, obgleich reell, lag ausser dem Bereich des Möglichen. Durch welches unbegreifliche Zusammentreffen von Zufällen oder vielmehr durch welches Wunder war ein Hügel Thüringens zum Calvarienberg geworden? War das dort Jerusalem? Sah man hier die Sage handgreiflich verwirklicht? War die Gegenwart in die Vergangenheit umgewandelt? Gegen diese unmögliche Wiederauferstehung der Stunden und der Zeit würde sich ein starker Geist aufgelehnt haben, er würde nicht an die Möglichkeit dieser Unmöglichkeit geglaubt haben. Er würde eher geglaubt haben, dass er verwirrt

sei, als an eine Umstürzung der ewigen Gesetze der Natur. Aber die Seele Friedrichs war einmal zu Träumen angelegt. Das Missfallen an dem, was existirt, ruft leicht den Glauben an das hervor, was nicht existiren kann. Erfüllt von der göttlichen Erscheinung fiel er auf das Knie, schloss die geblendeten Augen und begann zu beten.

Er fasste es nicht, er wollte es nicht fassen. Er glaubte in der Erscheinung eine Antwort auf seine Frage zu sehen: «Wo kann man dem Leben entfliehen?» Jesus zeigte sich ihm, wie um zu sagen: «In mir!» Auch er, der Sohn einer Jungfrau, hatte alles Fleischliche verachtet. Sein Königreich war nicht von dieser Welt. Mit den Bitten eines Kindes und dem Ungestüm des Jünglings öffnete Friedrich sein Herz der mitleidigen Gottheit. Wie diese wollte er Ort und Zeit durchwandeln ohne sich um etwas zu kümmern. Er wollte seinen Körper verabscheuen, martern und besiegen, um ihn

endlich wie ein schmutziges Lumpenkleid abzuwerfen, das die reine Nacktheit der Seele umhüllt und hindert. Der Geist des Bösen könne ihn auf die Spitze eines Berges forttragen und ihm die Herrlichkeit der ganzen Welt zeigen, er würde nur nach den keuschen Freuden des Himmels streben. Er wollte bettelnd von Ort zu Ort gehen und sein Obdach suchen, zu den Armen und Verzweifelten Gleichnisse redend. Vielleicht würde er dann auch eines Abends im Garten auf dem Oelberg blutige Thränen über die Grausamkeit der Menschen weinen und dann später voll von Schmerz und von Freude an dem Kreuzholz sterben, wie sein Gott!

Als er die Augen wieder öffnete, vollendete sich das alte, wieder auferstandene Drama auf dem Hügel. Friedrich sah den Soldaten die Lanze in die Seite des Königs der Juden stossen, und als ob er selbst getroffen wäre, glaubte

er, dass aus seiner eigenen Brust freudig das Blut der Liebe und Verzeihung riesele.

Da richtete er sich heftig auf, sprang von dem Felsen herab, und stürzte den Abhang hinunter. Er wollte den göttlichen Leib aus der Nähe sehen, ihn berühren, ihn anbeten.

Wie Maria Magdalena und Maria, die Mutter des Jacob, wie Joseph und die Mutter der Söhne Zebedaei, wollte er die Füsse Christi küssen und bei Einbruch der Nacht in das Grab legen! Er lief an den hohlen Fichtenstämmen vorüber, während ihm grosse Steine und Erdstücke nachrollten. Die Erhebung des Terrain verbarg ihm jetzt den Hügel. Er eilte ohne Aufenthalt vorwärts, ohne auch nur einen Augenblick auszuruhen. Er stolperte über die Wurzeln, glitt auf dem Moos aus, stand wieder auf und eilte von neuem weiter. Wie lange dieser wahnsinnige Abstieg dauerte? Minuten oder Stunden? Er wusste es später nicht mehr. Endlich nach einem letzten Sprung befand er

sich ausserhalb des Waldes auf der lebhaften Strasse einer deutschen Stadt. Vor den Häusern und auf den Holzbalkonen sassen fröhliche Leute, die weissschäumendes Bier aus grossen Krügen tranken und damit anstiessen. Hier und dort sah man auch lachende geputzte Bauermädchen, die Hand in Hand herumgingen oder gruppenweise zusammenstanden.

Er blieb verblüfft stehen. Er wunderte sich solche Häuser, solche Biertrinker, solche geputzten Mädchen zu sehen, wie er es täglich gewohnt war.

Was war das? Was war geschehen? Auf welche Weise hatte sich das alles so plötzlich verändert? Wo war das buntscheckige Volk, das er oben vom Berge gesehen hatte, mit den halbmondförmigen Kupferverzierungen, wo waren die Leute mit den viereckigen Mützen, wo die Legionsstandarten?

Ein altes Weib, das damit beschäftigt war,

ein Huhn zu rupfen, wandte sich zu Friedrich und sagte:

«Grüss Gott! Sie müssen schön gelaufen sein, junger Herr; Sie sind ja ganz ausser Athem! Aber Sie kommen zu spät!»

«Zu spät?» fragte er ganz verduzt.

«Jawohl, zu spät! die Leute kommen schon alle wieder. Es ist vorüber.»

«Was ist vorüber?»

«Das Passionsspiel.»

«Wo bin ich denn?

«Sie wissen es nicht einmal. In Unterspechtsau.»

Er liess den Kopf wie ein Besiegter hängen. Noch einmal sah er die Rückseite eines Traumes. Schon der Name dieses Ortes, den er wohl kannte, genügte, um ihm die Abgeschmacktheit seines neuen Vorhabens zu zeigen.

Unterspechtsau liegt in einer lieblichen Thalsenkung der thüringer Berge. Die niedlichen Schweizerhäuschen sind mit Bildern bemalt,

welche Jesus unter den Schriftgelehrten, die Flucht nach Aegypten oder etwas ähnliches darstellen. Die Bevölkerung besteht aus Holzschneidern, die Josephs, Jungfrauen Maria und Napoleons I. verfertigen. Diese Bauern sind zugleich religiöse Schauspieler, die alle 10 Jahre spielen auf einem Theater, dessen Coulissen der blaue Himmel, dessen Hintergrund der grüne Wald und die hohe schneebedeckte Bergkette. Sie führen ein Drama auf, das heisst: «Das Passionsspiel.»

Es war einmal ein Mann, — es ist schon sehr lange her, — der mähte für Geld das Gras auf den Wiesen und schnitt das Korn auf den Feldern. Er hiess Gaspar, wie einer der drei heiligen Könige, obwohl er nicht nach Weihrauch und Myrrha duftete und der einzige Stern, den er anbetete, die Laterne des Wirthshauses war. Eines Abends kehrte er voll von Bier und Apfelwein von Eschenlohe, wo man ihn nach der Ernte abgelohnt hatte, nach

Unterspechtsau zurück, wo seine Familie wohnte. Sei es nun, dass das Bier schlecht gewesen, sei es, dass der Apfelwein aus grünen Aepfeln gemacht war, — kurz er fühlte sich sehr unwohl auf dem Wege und verschied kurz nach seiner Ankunft, nachdem er vorher noch fürchterliche Grimassen geschnitten hatte. Aus diesem plötzlichen Tode und den Grimassen schloss man, dass er von der Pest befallen gewesen und dieselbe in das Dorf eingeschleppt habe. Sofort starben 84 Leute — andere Berichterstatter sagen 109 — elendiglich in 34 oder 37 Tagen. Was aber den Schrecken noch vermehrte, war, dass der Kaplan starb, nachdem er die heilige Hostie gegessen, als ob der Krankheitsstoff daringewesen. Da kein Priester mehr in der Nähe war, beschlossen die tief erschütterten Leute sich direkt an Gott zu wenden. Sechs junge Mädchen und zwölf Burschen, die schönsten, die man finden konnte, legten deshalb das Gelübde ab, alle zehn Jahre

die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi zu spielen, so gut sie es vermöchten. Man muss wohl glauben, dass Gott daran Gefallen gefunden, denn seit dem Tage des Gelübdes starb kein Mensch mehr an der Pest in Unterspechtsau. Selbst ein altes Weib, das sehr krank war, nicht in Folge der Pest, sondern wegen ihres hohen Alters, bekam plötzlich alle ihre Kräfte und frischen Lebensmuth wieder, weil sie Gras geschnitten hatte in dem Thal, in welchem man das Passionsspiel aufführen wollte.

Durch alle Jahrhunderte erhielt sich diese fromme Sitte. Obgleich Königreiche gegründet wurden und untergingen, obgleich die Völker in ihrer Wuth und Thorheit alles mit Blut färbten — selbst als Deutschland unter Luthers Leitung anfing die Wahrheit kennen zu lernen — spielten die Bewohner von Unterspechtsau in treu bewahrter Sittenreinheit das Passionsspiel. Dies Jerusalem lag wie eine mysteriöse

Oase von Gebet und Glauben, in einer Thalsenke sicher und geschützt gegen alle äusseren Einflüsse. Selbst die moderne Irreligiosität hatte diese Art von klösterlichem Theaterspiel nicht aufheben können. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sich die Traditionen in jedem Hause behalten, ohne je sich zu verändern. Jede Rolle in der heiligen Tragödie wird wie eine Erbschaft vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter übertragen. Man zeigt dem Reisenden mit Ehrfurcht die Hütte, in der seit jeher die Jesus gewohnt haben, oder das, in dem alle heiligen Jungfrauen geboren sind. Vielleicht hängt sogar ein gewisser Misscredit der Familie des Judas an. Kaiphas kann auch im gewöhnlichen Leben wenig Vertrauen einflössen; man räth den jungen Leuten, die Augen niederzuschlagen, wenn Maria Magdalena mit ihren Goldhaaren vorübergeht, und Pontius Pilatus wird niemals zum Schiedsrichter im Dorfe ernannt.

Durch die ununterbrochene Ueberlieferung und die fortwährende Identification der Schauspieler mit den Personen, sind diese Bauern, diese Bergbewohner wunderbare Spieler geworden oder sie sind vielmehr keine Schauspieler, sie sind zu den Personen selbst geworden, die sie darstellen.

Sie besitzen, trotzdem ihnen jede künstlerische Ausbildung fehlt, eine Intensivität im Spiel, die selbst Künstler in Entzücken versetzt. Deshalb strömen auch allerlei Leute aus aller Herren Länder zusammen, wenn das lang erwartete Jahr kommt, wo das berühmte Passionsspiel aufgeführt wird. Für die Bewohner von Unterspechtsau bringt es aber einen doppelten Vortheil: Sie erwerben ihr Seelenheil dadurch — was ohne Zweifel sehr angenehm ist; sie erwerben aber auch Reichthümer — was nicht grade schmerzlich ist. Während der vier Tage der Vorstellung erwirbt der Christus mehr Gulden dadurch, dass er die Dornenkrone trägt,

als in zehn Jahren dadurch, dass er Heilige, Elephanten, Damhirsche, Bären und kleine Napoleons I. schnitzt und bemalt. —

Friedrich blieb unbeweglich auf der Strasse des festlich geschmückten Dorfes stehen. Er bemerkte aber bald, dass ihn die Biertrinker neugierig betrachteten, dass die Mädchen ihn fortwährend umkreisten und mit den Fingern auf ihn zeigten. Schamröthe stieg ihm in das Gesicht und er ging furchtsam an den Mauern entlang zurück.

Er hütete sich wohl, nach der Seite zu gehen, wo das Spiel aufgeführt war. Er wollte die Realität seines Hirngespinstes nicht mehr aus der Nähe sehen. Er wollte sich die Erinnerung an die Illusion unversehrt erhalten.

Er verfolgte einen schmalen, von Dornen eingefassten Pfad und begann dann auf einem Pfad in der Wiese herumzuirren, dessen launische Biegungen hierhin und dorthin gingen, als ob er den Weg nicht recht wüsste.

Allmählig verflog Friedrichs Traurigkeit. Nachdem die erste Bitterkeit der Täuschung vorüber, dachte er weniger schmerzlich darüber. Seine Entschlüsse waren nicht mit dem Wunder verschwunden, das sie hervorgerufen hatte. Es war ohne Zweifel nicht mehr die Zeit, in der Gott zu den Menschen herabstieg, um sie von der Sünde abzuhalten, aber es giebt keine Stunde in der Ewigkeit, in der sich nicht die Menschen zu Gott erheben könnten! Er musste Gott für den Zufall danken, der ihn von der Lüge zur Wahrheit geführt.

Ja, das Loos war gefallen! Er wollte das unruhige und schmutzige Leben für immer im Frieden der Religion fliehen, in dem reinen Entzücken der göttlichen Liebe. Hatte er nicht das Recht, sich aus der Welt zurückzuziehen? Wer bedurfte denn seiner auf der Erde? Der Thron, den er nicht haben wollte, würde schon nicht leer bleiben. Die Familie der Mittelsburger war ja zahlreich und ehrgeizig. Einer

seiner Onkel oder Vettern, wenn nicht sein Bruder, sollte vornehm in der Residenz zu Nonnenburg wohnen, während er ruhig in der Einöde lebte, in irgend einer Felshöhle gleich den alten Eremiten. Er wollte sich von Kräutern und Wurzeln nähren und seinen Durst mit Wasser löschen, das aus dem Felsen emporquillt. Oder er wollte den willkommenen Tod in der Verborgenheit irgend eines Klosters erwarten, wo der Lärm des Lebens nicht hindringt. Er sah sich schon, ganz in seine Gedanken versunken, in einem langen Kleid von weissem Tuch, die Hände auf der Brust gekreuzt, in den schweigsamen Säulenhallen eines Klosters herumgehen.

Der Abend war während dieser Träumereien herbeigekommen. Ermüdet durch den langen, scharfen Ritt und durch das Herumirren kehrte er in das Dorf zurück, denn er hatte seit dem Abend vorher nichts genossen. Er wollte in einen Gasthof einkehren, sich ein Abendessen

bereiten lassen und dann zu Bett gehen. Am anderen Morgen wollte er dann an die Königin Thekla schreiben, um sie von seinem Entschluss in Kenntniss zu setzen, und ein Kloster zu suchen, in dem er das Novizen-Jahr verbringen könne.

Man lachte und trank immer noch in der einzigen Strasse von Unterspechtsau. Man sah durch die erhellten Fenster die jungen Leute tanzen und hörte den Gesang und das Klappen der Bierkrüge, durch deren Aufsetzen man den Rhythmus begleitete.

Dieser Lärm, diese Freude erschreckten Friedrich. Er sah sich ängstlich um und suchte nach einer Gastwirthschaft. Einige Wagen und einige Postkarrossen standen vor einem Hause, das die übrigen etwas überragte. Er stiess eine kleine Glasthür auf, deren Scheiben mit gekreuzten Pfeifen und schäumenden Bierseideln verziert waren.

Dann aber blieb er stehen als ob er es

nicht wage einzutreten. Er sah in einen grossen Saal, in dem höchst feingekleidete Damen und Herren an einem langen Tisch sassen, sich sehr laut unterhielten und mit Gläsern voll von perlendem Champagner anstiessen. Es mussten Leute sein, die aus benachbarten Städten gekommen waren, um das Spiel zu sehen, und die jetzt zu Abend assen, bevor sie abfuhren.

Erschreckt durch eine so grosse Gesellschaft, wollte sich Friedrich zurückziehen. Er würde wohl auch an einem anderen Theile des Dorfes einen Gasthof finden, in welchem es weniger lebhaft zuginge. Schon wollte er die Thür hinter sich schliessen, als er plötzlich seinen Namen von mehreren Personen zugleich aussprechen hörte.

Er hatte sich nicht getäuscht. Man hatte gesagt: «Friedrich von Thüringen.» Weshalb redete man von ihm? Die Neugier trug schliesslich den Sieg über den Furchtanfall davon. Er glitt in den Saal, setzte sich an einen kleinen

Tisch neben der Thür, bestellte sich etwas Schinken und ein Glas Bier und beobachtete die Leute, die seinen Namen genannt hatten.

Bei näherer Betrachtung bot diese Gruppe von Fremden einen seltsamen Anblick dar. Die Eleganz der Costüme hatte etwas Pittoreskes, fast Ausländisches. Nein, die Leute konnten nicht Bürger der benachbarten Städte, noch reiche Grundbesitzer sein. Sie kamen ohne Zweifel aus weiter Ferne und aus verschiedenen Ländern her. Die Anzüge der Herren — schwarze und blaue Fracs mit Metallknöpfen, lange Ueberzieher, sammtne Dolmans — die Kleider der Damen — sehr kurze Joppen und lange Schleppen, sehr hohe oder sehr decolletirte Taillen, mit Westen, wie sie die Schweizerinnen tragen — liessen auf verschiedene Nationalitäten schliessen oder auf die Gewohnheit, die eignen Launen der allgemeinen Mode nicht zu unterordnen.

In den Typen dieselbe Verschiedenheit. Einige trugen lange Haare, die ihnen wie Goldfäden bis auf die Schulter fielen, zeigten in ihren bleichen, mageren Zügen und den blauen, fast wasserfarbigen Augen die schwachen, erblassten Farben, welche die Kinder des äussersten Nordens auszeichnet. Daneben sah man sonnenverbrannte Antlitze mit funkelnden Augen, schwarz wie Ebenholz. Der grösste Theil, offenbar im Centrum Europas geboren, unterschied sich durch weniger auffällige aber doch sichtbare Merkmale ab, wie sie Völkerstämme haben, die benachbart sind, aber nicht vereinigt. Auch unter den Frauen — den Deutschen, deren Auge träumt, den Russinnen und Französinnen, deren Auge lacht, und den Italienerinnen, deren Auge flammt — gab es wieder ganz deutliche Unterschiede in der Art und Weise, wie sie sich benahmen. Es war eine derartige Versammlung von Leuten in diesem Wirthshaus, das in einem Thal der thüringer Berge lag, ein so fantastisches

Zusammentreffen, dass man hätte glauben können, sämmtliche Nationen Europa's hätten sich hier ein Rendez-vous gegeben.

Etwas brachte aber ein wenig Harmonie in diese Verschiedenheit der Typen und Kostüme, das war die allgemeine Nachlässigkeit, der gute Humor und die Ungenirtheit, die beinahe an das Unerlaubte streifte.

Trotzdem lag aber in dem ganzen Benehmen etwas, das zeigte, dass die Damen der feinen Gesellschaft angehören mussten. Auch in der Ungenirtheit bewahrten sie eine gewisse Hoheit, die sie unnahbar machte.

Friedrich, der seit Jahren Lilienburg nicht verlassen hatte, konnte sich über die Leute dort nicht klar werden, obgleich sie ein jeder andere sofort erkannt haben würde.

Es war eine Versammlung von Künstlern und Künstlerinnen, wie man sie bei allen grossen litterarischen oder musikalischen Festlichkeiten trifft. Sie kommen aus allen Ländern

zusammen, treffen sich, reichen sich die Hand, als ob sie sich erst am Abend vorher gesehen und bilden dann eine grosse Familie. Sie wohnen in einem Hôtel, essen an einem Tisch und fahren zusammen aus, als ob sie zusammen gehörten.

Heute waren sie in Unterspechtsau wegen des Passionsspieles, wo würden sie morgen sein? Niemand von ihnen wusste es.

Es war eigenthümlich, dass niemand mehr von Friedrich von Thüringen sprach, nachdem sich derselbe an den Tisch bei der Thür gesetzt. Man sprach über das Passionsspiel und die neueste Oper von Hans Hammer, aber nicht über Politik. Trotzdem schien Friedrich nicht erkannt worden zu sein, denn Niemand beobachtete ihn.

Schon hatte er sich ein Zimmer bestellt und stand im Begriff den Saal zu verlassen, weil ihn die Gespräche der Gesellschaft nicht inter-

essirten, als ob er plötzlich einen lauten Lärm an dem Tisch hörte.

Er wandte sich um und sah einen der Gesellschaft mit geballten Fäusten heftig aufstehen und in lauten Worten zu einem Herren in schwarzem Frack reden, in dem man sofort den Fürsten Flédro-Schemyl erkannt haben würde.

Der erstere, ein kleiner magerer Mann, den Friedrich noch nicht näher beobachtet, trug ein langes enges Gewand von braunem Tuch. Sein ganzer schlanker und doch kräftiger Körper zitterte convulsivisch wie der einer Frau, die an den Nerven leidet. Das Antlitz, welches jetzt vom Zorn entstellt war, musste einen grossartigen Ausdruck von Hoheit und Ernst haben. Während er die kleinen, bleichen Lippen vor Wuth fest zusammenpresste, lag auf der hohen, vornehmen, schon von grauen Haaren umgebenen Stirn der ungestörte Friede irgend eines gewaltigen Gedankens. Auch die reine

Durchsichtigkeit der Augen — den Augen eines Kindes oder einer Jungfrau glichen sie — bewahrten den hellen Glanz eines ungetrübten Traumes.

Im übrigen schien Niemand sehr erregt zu sein, es schien beinahe, als wären sie den Zorn des kleinen Mannes schon gewohnt, der jetzt mit schriller Stimme rief:

«Das ist ja kindisch, thöricht, närrisch. Der Herr Kammerherr weiss ja nicht, was er sagt. Ihr neuer König, Fürst Flédro, wird nicht besser sein, als der alte. Was wird geändert? Nur der Name. Friedrich wird genau das thun, was Joseph gethan hat. Er wird im Ministerrath präsidiren, Revüen abhalten und in seinen Mussestunden die Ateliers der Maler besuchen. Um die Musik wird er sich wenig kümmern. Und doch ist grade die Musik die Kunst der Deutschen. England hat seinen Shakespeare, Frankreich seinen Victor Hugo, Deutschland einen Sebastian Bach, einen Bethoven und mich!

Ohne Musik gibt es keinen deutschen Ruhm. Das lyrische Drama ist die höchste und absolute Verkörperung unseres nationalen Ideals. Wenn sie das aber den Fürsten ihrer Landes sagen, so zucken sie die Achseln und beauftragen ihre Kammerherrn — Sie zum Beispiel, Fürst Flédro-Schemyl! — für die nächste Saison französische Komödianten zu engagiren. Wo wir «Fidelio» oder «Floris und Blancheflor» hören sollten, bietet man uns Lustspiele von Scribe. Und so werden die Sachen ewig bleiben. Schon gut. Ich werde in die Verbannung gehen. Es gibt nur einen intelligenten Fürsten: den Kaiser von Brasilien. Er ersucht mich um eine Oper für das Theater in Rio de Janeiro; ich werde sie schreiben und nach dort abfahren. So habe ich's beschlossen. Adieu Deutschland! Wozu noch hier bleiben, wo mir die Fürsten ein Paar elende Millionen verweigern für den Theaterbau. Lieber will ich gehen, lieber noch nach Frankreich zurück-

kehren! Was den kleinen Friedrich anbetrifft — dessen Kammerherr Sie natürlich werden — so sagen Sie ihm nur, wenn er einen Marsch für den Tag seiner Krönung haben will, so soll er sich an irgend einen jüdischen Schüler von Mendelssohn oder Meyerbeer wenden.»

Der zornige Mann fasste leicht nach seinem Barett und stürzte dann zur Thür hinaus. Der Fürst Flédro-Schemyl sagte etwas bestürzt zu seinem Nachbar:

«Hans Hammer ist ja sehr schlechter Laune heut Abend.»

Hans Hammer!

Friedrich fuhr auf. So einsam er auch gelebt hatte, der Ruf dieses Mannes war doch bis zu ihm gedrungen. Was! Er hatte soeben dieses fantastische und wunderbare Wesen gesehen, diesen vergötterten und verwünschten, angebeteten und gehassten Menschen, der durch sein Genie und seine Kühnheit ganz Deutschland aus dem Schlaf gerüttelt und die Phleg-

matischsten in Entzücken oder Zorn versetzt; dieser Revolutionär, der die Kunst über den Haufen geworfen, die alten Regeln durchbrochen, der alten Musik den Todesstoss gegeben, um sie mit der Wahrheit und dem Leben des Drama zu verbinden — Hans Hammer, diesen Narr! Hans Hammer, diesen Gott!

Friedrich folgte ihm instinctiv. Wollte er ihn sprechen? Er wusste es nicht. Er stieg die Treppe hinter dem berühmten Dichter-Componisten hinan; aber er zitterte, und wenn sich jener umgewandt hätte, würde der Prinz geflohen sein, wie ein Kind, das man bei einem Vergehen ertappt.

Im ersten Stock trat Hans Hammer in ein Zimmer und warf die Thür krachend hinter sich zu. Die Dienerin, die auch mit heraufgesprungen war, öffnete die Thür neben jenem Zimmer und sagte:

«Hier ist Ihr Zimmer, mein Herr!

Friedrich setzte sich auf sein Bett und

dachte nach, obgleich er nicht begriff, was in ihm vorging. Was bedeutete diese Erregung, die ihn so plötzlich ergriffen? Weshalb hatte ihn der Name Hans Hammer so verwirrt? Er fühlte das, was andere Menschen bei dem ersten Anblick der fühlen, die sie später lieben werden . . . .

Plötzlich hallte ein hart angeschlagener Accord durch die Stille des Gasthauses. Er kam aus dem benachbarten Zimmer — dem Zimmer Hans Hammers.

Friedrich sprang auf und legte das Ohr an die Wand.

Die Töne stürzten heftig, disharmonisch und wild durcheinander. Der Zorn Hans Hammers ergoss sich ohne Zweifel in eine Improvisation. Er spielte das Klavier wie man jemand schlagen würde. Aber die lärmende Wuth legte sich allmählig. Der Giessbach verwandelte sich allmählig in einen grossen schönen

Fluss. Der Strom der Melodie glitt in wohlklingenden Wellen sanft dahin.

Friedrich lauschte noch immer. Niemals war er so aufgeregt gewesen. Ein Fieber ergriff ihn, aber ein Fieber der Wonne. Ein neues Leben lebte in ihm auf. Er erkannte, dass dies das Leben wäre, für welches er geboren sei und nach welchem er schon seit langer Zeit voll von Verzweiflung strebte. Es war wie das plötzliche Eintreten eines Wesens in sein Element ....

Am nächsten Morgen trat Friedrich in den Parterre-Saal des Gasthauses, wo der Fürst Flédro-Schemyl damit beschäftigt war, Schnitte schwarzen Brodes in seinen Thee zu tauchen.

«Mein Herr, sind Sie der Kammerherr des König Joseph?» fragte der junge Mann.

«Gewiss,» antwortete der Fürst mit der hochmüthigen Miene, die er in Gegenwart geringer Leute anzunehmen pflegte. Und Friedrich glich in seiner Kleidung wirklich

einem Bauern, der nach Unterspechtsau gekommen, um das Passionsspiel zu sehen.

«Ich werde mich Ihres Postwagens bedienen, um nach Nonnenburg zu reisen. Lassen Sie anspannen!»

«Sind Sie verrückt, mein Herr?»

«Ich bin Friedrich von Thüringen. Lassen Sie anspannen, sage ich Ihnen!»

Der Kammerherr fuhr erschreckt auf und warf seine Tasse Thee um. Er wäre vor Ueberraschung beinahe auf das Knie gesunken.

Nach dem Tode seines Vaters wurde Friedrich König. Im Galopp sprengte er auf weissem Ross die blauen und weissen Linien der Armee entlang, überall von Beifallsrufen empfangen. Aber gleich nach der Krönung begab er sich in die Einsamkeit und lebte nur der Musik, wie ein Verzweifelter, der sich einschliesst.

Vergebens suchte die ehrgeizige Königin ihren Sohn für die Politik zu interessiren und ihn mit der Diplomatie zu beschäftigen. Er hörte

nicht darauf, begriff nichts, entwich und floh in die Hütte seiner alten Amme im Gebirge. Er hatte ja nur deshalb den Thron bestiegen, um die neue Kunst, die sich ihm offenbart hatte und Hans Hammer, ihren Schöpfer, triumphiren zu lassen. Es konnte auch garnicht anders sein. Nur die Musik konnte diese Seele entzücken, der jede Wirklichkeit Ekel erregte. Was hätte sonst im Stande sein können, ihr zu genügen? Malerei und Sculptur drücken durch Form und Farbe das Leben aus — sie mussten Friedrich also ebenso verhasst sein, wie das Leben selbst. Die Poesie singt, aber sie spricht durch die Bestimmtheit der Bilder und die Schärfe des Wortes. Die Musik dagegen sagt nichts Bestimmtes. Sie gleicht dem Lallen eines Gottes. Sie strebt nach dem Ideal, aber sie erreicht es nie, wie Jemand, der fortwährend geht, aber nie an das Ziel kommt. Sie ist ein liebenswürdiger Traum, dessen Verwirklichung unmöglich ist. So war

auch die Seele Friedrichs — das Unaussprechliche kann nicht auf andere Weise ausgesprochen werden als das Unausgesprochene.

Er liess Hans Hammer nach Nonnenburg kommen, bereicherte ihn, ehrte ihn, betete ihn an. Nicht Friedrich war König, sondern Hans Hammer. Das Volk gehorchte dem Fürsten, aber der Fürst gehorchte dem Künstler. Das Scepter von Thüringen war ein Dirigentenstab geworden.

Friedrich lebte in fortwährender Extase. In dem künstlich geschaffenen Paradies seines Palastes blieb er tagelang — während die Minister sich beriethen — um in den Partituren des Meisters zu studiren und aus der Confusion der Noten die Haupt-Accorde und die Melodien herauszuhören. Das Theater seiner Hauptstadt wurde bald die erste Bühne Deutschlands; alle berühmten Sänger und Sängerinnen wurden engagirt, um in den Opern Hans Hammers aufzutreten. Dann sass Friedrich allein im Hinter-

grund einer Loge — denn häufig wurde niemand zu den Vorstellungen zugelassen — und lauschte in süsser Trunkenheit den wunderbaren Tönen, während seine Seele auf Engelsflügeln sich in höhere Regionen schwang!

Nur eine Sache that nach einigen Jahren der Regierung dieser einzigen Passion Abbruch.

Die Musik bekam eine Rivalin. Der höfischen Etiquette wegen musste er in einem fremden Lande der Eröffnung einer allgemeinen Ausstellung beiwohnen. Er sah die Königin dieses Landes und wurde geblendet. Blond und bleich — dann Herrscherin eines grossen Reiches — erschien sie ihm wie ein unantastbares Wesen, verschieden von allen anderen Frauen. Wenn sie eine von denen gewesen wäre, die durch den Rang ihrer Familie Annäherung erlauben und zur Hoffnung berechtigen, würde er sich nach dem ersten Blick voll Verachtung von ihr abgewendet haben. Aber selbst

für ihn, den König, stand sie so hoch, dass sie ihm wie ein Ideal erschien. Er konnte sie mit seinen Phantasieen vereinigen, weil sie ihnen glich. Weil er die Unmöglichkeit sah, von ihr geliebt zu werden, verliebte er sich in sie. Im übrigen fühlte er gar nicht das Verlangen, in ihrer Nähe zu weilen oder sie zu sehen, wenn er sie nicht sah. In der Nähe würde ja auch sie zur gemeinen Wirklichkeit geworden sein. Das, was er von ihr liebte, war der Gedanke an sie. Deshalb beauftragte er seinen Kammerherrn Flédro-Schemyl, ein Bild der Königin zu erbitten. Es genügte ihm, ein Portrait seines Traumes zu haben. Aber würde sie ihm das Portrait geben? Sie war das unbestimmte Bild — ein Traum, der ihm mehr galt als die Wahrheit — das er in der Ferne erblickte, von hellem Licht umstrahlt, wenn er auf den Schwingen der Musik fortgetragen die körperlosen Formen erblickte und die Küsse ohne Lippen fühlte.

Während dessen sass Lisi allein und einsam in Lilienburg. Wohin war er gegangen, den sie so sehr liebte? Sie hatte wohl kaum gehört, dass er den Thron von Thüringen bestiegen. Weshalb kamen keine Nachrichten von ihm? Weshalb schrieb er nicht, wenn er nicht selbst kommen konnte? Sie weinte lange, lange Zeit — bis die Königin Thekla kam und sagte:

«Ich will Dich nach Nonnenburg führen.»

«O, weshalb?» fragte Lisi.

«Du sollst die Frau meines Sohnes werden.»

Ja, aber zu Nonnenburg, wie ging es da. Friedrich war grausam gegen die kleine Erzherzogin und die Barke, in der sie sich an seine Brust geworfen, schwamm in den wüthenden Wogen des Sees herrenlos herum.

Zum Glück hatte Karl auf der Lauer gelegen. Er stürzte fort und schrie nach Hülfe. Pagen und Offiziere eilten herbei und zogen den grausamen jungen Mann nebst seiner armen Geliebten aus dem Wasser.

Nass und kalt zitterte sie vor Fieber. Man trug sie in die Zimmer der Königin, während Friedrich gesenkten Hauptes und auf Karl gestützt davonging.

Auch er fieberte. Man zog ihn aus und brachte ihn zu Bett. Er blieb still liegen, die Augen offen und starr, als ob er eine schreckliche Vision erblickte. Vielleicht sah er noch Lisi vor sich, wie sie rosig lächelnd ihre Arme um seinen Hals schlang und ihm ihre rothen Lippen auf seinen Mund drückte!

Schritte nahten sich. Der Eintretende war der Fürst Flédro-Schemyl, der von seiner Reise zurückgekehrt war.

Der König, immer noch verstört, sah ihn nicht. Nachdem er vergebens versucht, durch leises Husten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, redete der Kammerherr gegen alle Etiquette den König zuerst an.

«Majestät» sagte er, sich bis zur Erde verneigend. «Die Gefahr, in der Sie soeben

geschwebt, hat die Herzen aller Ihrer treuen Unterthanen in Schrecken gesetzt, aber nicht einer, versichere ich, ist so bewegt gewesen, wie ich, bei der Nachricht Ihrer Krankheit! Ich würde mich auch wohl gehütet haben, in diesem Moment die Einsamkeit und die Ruhe, die Majestät nöthig hat, zu stören, wenn ich nicht eine gute Nachricht zu überbringen hätte.

Friedrich zitterte sichtbar unter den seidenen Decken. Er streckte die Hände dem Botschafter entgegen und rief heftig, während in seinen Augen ein Hoffnungsstrahl aufleuchtete:

«Sie haben das Bild der Königin!»

«Mehr als das, Majestät!»

«Was denn?» fragte der König erstaunt.

«Majestät, ein Bild ist wenig werth. Kann die Malerei je das funkelnde Gold der Haare und die warme rosige Farbe der Wangen genügend wiedergeben? Nein? Ich habe ein Weib nach Nonnenburg geführt! Ein merkwürdiges Geschöpf! Sie gleicht der Königin

so, dass man die Königin selbst zu sehen glaubt. Ein Bild ohne Zweifel, aber ein Bild das lacht und spricht.»

Friedrich II. sah ihn zornig an:

«Ich liebe es nicht, dass man meine Befehle überschreitet.»

Trotzdem fuhr der Fürst Flédro-Schemyl fort, als ob er nichts gehört hätte:

«Gloriane Gloriani — das ist ihr Name — spricht nicht nur, sie singt auch mit der wunderbarsten Stimme, die ich je gehört habe. Sie ist eine einzige Künstlerin, grösser als Devrient, Frezzolini und Malibran!»

«So?» fragte der König etwas milder. «Hat sie die Dramen Hans Hammers studirt?»

«Sie studirt dieselben jetzt. Binnen vierzehn Tagen wird sie im Stande sein die Rolle der Blancheflor zu singen.»

«Eine herrliche aber schwere Rolle, Kammerherr!»

«Sie wird dieselbe singen, Majestät!»

«Ich weiss, dass Sie einen guten Geschmack haben. Ich will es glauben. Sprechen Sie mit dem Theaterintendanten; treffen Sie alle Vorbereitungen. Ich werde dem Auftreten der neuen Blancheflor beiwohnen.»

«Wünscht Majestät nicht dieselbe vorher zu sehen?»

«Kammerherr!» sagte der König ernst. «Ich werde sie auf dem Theater singen hören. Adieu.»

Friedrich liess sein blasses Haupt melancholisch auf die Kopfkissen zurücksinken.

Im Vorsaal traf der Kammerherr Karl, der ihm genug schlechte Nachrichten brachte: die Erzherzogin Lisi sei von einem heftigen Fieber ergriffen, das immer schlimmer würde. Sie zittere wie ein Espenblatt. Sie läge im Delirium und der Leibarzt der Königin Thekla habe mit beunruhigender Miene den Kopf geschüttelt. Aber der Kammerherr war nicht der Mann, sich über die Krankheit Lisi's zu beunruhigen.

Vielleicht sah er sogar einen glücklichen Zufall in dieser Krankheit, welche die Erzherzogin auf einige Tage entfernt halten würde. Er sagte ihm schnell einige Worte des Bedauerns und verliess den Palast.

Einige Minuten später trat er in das Hôtel «Zu den vier Jahreszeiten» wo er einen alten kleinen Mann bei dem Oeffnen der Koffer und eine Frau in Reisekleidern beschäftigt fand, ihr in Unordnung gerathenes Haar aufzustecken.

«Alles geht gut!» sagte der Fürst. «Gloriane soll in vierzehn Tagen auftreten.»

Der kleine Mann sprang auf und rief freudig: «Alle Teufel. Jetzt haben wir ihn.»

Dann wandte er sich zu der Frau, die sich gar nicht rührte.

«Ich biete meine Dienste der göttlichen Lola Mentis an.»

Aber Gloriane Gloriani antwortete nicht einmal. Sie lächelte nur. Sie dachte ohne Zweifel an den armen kleinen König, der so furchtsam,

so keusch war und dessen sie sich bemächtigen wollte, sie, die schreckliche! Das musste einzig werden! Ein Kind! Sie lachte immerfort und sah auf die dicken goldenen Haarflechten, die auf ihren Rücken lang herunterfielen.

DRITTES BUCH.

I. N. R. I.

I.

Nach dem dritten Act raffte Gloriane Gloriani ihr Kleid zusammen, warf sich auf einen Stuhl und rief noch ganz ausser Athem von der Anstrengung, die Verzweiflung der Blancheflor zu spielen:

«Brascasson, ich bin närrisch. Diese Musik macht mich betrunken und todtmüde. Wenn ich gesungen habe, ist mir, als ob ich geschlagen wäre — geschlagen von einem, den ich anbete. Gieb mir ein Glas Wasser! Meine Kehle glüht. Und dann ist dieser grosse,

düstere Saal so schrecklich. Man meint am Rande eines Abgrundes zu singen, und in der Tiefe dieses Abgrundes sieht man nichts, als eine bleiche, schöne Gestalt, die starr vor sich hinblickt mit Augen, in denen ein ganzer Himmel liegt. Er ist schön, der junge König! Sage, Brascasson, ist er zufrieden? Weisst Du es nicht? Findet er, dass ich als Blancheflor schön genug und heftig genug bin? Wo ist der Fürst Flédro-Schemyl? Weshalb ist er noch nicht gekommen? Er müsste doch schon hier sein. Ich möchte wissen, was der König denkt! Bin ich zu kalt gewesen? Was weiss ich? Mache, dass Du fort kommst. Warum stehst Du da, wie die Kuh vor dem neuen Thor und blinzelst mich mit Deinen kleinen Augen an? Such den Fürsten Flédro auf, er soll sofort kommen!»

Brascasson sagte erstaunt, fast ängstlich:

«Was ist Dir, Frascuéla? Ich habe Dich nie so gesehen. Du bist immer eigenthümlich

gewesen, aber heute Abend bist Du es in einer Weise, dass ich Dich nicht wiedererkenne. Bist Du wirklich in den König verliebt?»

«Ich sage Dir ja, dass ich närrisch bin. Aber die Musik ist auch Schuld daran. Ich glaube stets Feuer zu singen. Und dann immer diese beiden grossen, schönen, milden Augen auf sich gerichtet zu sehen. Brascasson, wenn er mich nicht leiden mag, werde ich mich tödten!»

«Du gehst zu weit!» sagte Brascasson.

Um sie zu beruhigen wollte er sich neben sie setzen und einen Kuss auf ihren Nacken drücken. Sie sprang jedoch auf und stiess ihn wüthend zurück.

«Berühre mich nicht. Geh fort. Du bist hässlich, Du bist schmutzig, Du erregst mir Schrecken.»

«Ach was da!»

«Jawohl Schrecken! Ich werde mir mit

den Nägeln die Haut herunterkratzen, die Du geküsst hast.»

«Da würdest Du Dir wohl die ganze Haut abziehen müssen!»

«Es ist wahr. Ich bin überall unrein. Die Schmutzflecke haften mir am ganzen Körper, wie die Wassertropfen, wenn man aus dem Bade steigt!»

Brascasson begann — obgleich er sehr erschreckt war — zu lachen.

«Sie sieht wahrhaftig so aus, als ob sie auch denkt, was sie sagt. Sage, willst Du jetzt etwa ‚Die verliebte Courtisane' spielen? Willst Du bereuen, büssen, eine ehrenhafte Dame werden?»

Jetzt fing sie ihrerseits an zu lachen.

«Ich bin vielleicht doch nicht närrisch! Aber ich liebe ihn, hörst Du, ich liebe ihn — und ich will, dass er mich haben will. Ich habe mich noch nicht verändert! Sieh meine Augen, sieh meine Lippen an! Erkennst Du

noch die Flammen und den Purpur, wie? Ich hege jetzt nur für ihn allein die ganze Liebe, die ich sonst zur ganzen Welt hegte. Ich sage nicht, dass ich deshalb für andere unempfänglich bin. Jetzt habe ich zum ersten Mal gewählt! Weshalb beklagst Du Dich übrigens? Passt diese Liebe nicht zu Deinen Plänen?»

«Wahrhaftig, das thut sie.»

In diesem Moment trat der Fürst Flédro ein.

«Nun?» fragte Gloriane, bebend vor Neugier.

«Alles ist verloren!» sagte der Fürst. «Sie haben den König erschreckt. Sie waren zu fürchterlich, zu aufgeregt. Er fürchtet sich. Er ist entflohen!»

«Himmeldonnerwetter!» fluchte Brascasson bestürzt.

Gloriane wurde leichenblass. Sie liess ihre Haare, die Arme und die langen Falten ihres weissen Gewandes fallen.

Es entstand ein langes Stillschweigen.

Plötzlich aber ergriff sie den Fürsten bei

dem Arm, führte ihn in den Hintergrund des Zimmers und sprach zu ihm mit leiser Stimme.

«Das ist sehr schwierig — sehr gefährlich!» antwortete er.

«Es muss sein!»

«Ja — wer weiss — Sie haben Recht. Wir wollen es versuchen. Kommen Sie.»

Gloriane ergriff einen Mantel und eilte mit dem Kammerherrn schnell aus dem Zimmer. Brascasson sah ihnen nach und kratzte sich hinter den Ohren.

«Ah, ich vermuthe. Das ist kühn, zu kühn! Wenn nur dies Abenteuer nicht für uns in einem Staatsgefängniss endet, wo wir uns mit den Ratten und Spinnen unterhalten können. Ach, er ist aber fast noch ein Kind, dieser König!»

II.

FRIEDRICH hatte sich wirklich gefürchtet. Durch den Gesang der Gloriane bekam die Musik Hans Hammers eine neue Bedeutung, eine seltsame, fürchterliche; sie blieb ideal, aber sie wurde schrecklich. Bei derselben Tiefe war es anstatt der wunderbaren Erhebung in höhere Regionen ein Sturz in einen jähen Abgrund. Das Paradies war zur Hölle geworden. Weshalb? Auf welche Weise? Wegen dieser schönen Gestalt, dieser Wucht der goldenen Haare, dieser tiefen, lauten und doch süssen Stimme. Was den König hauptsächlich verwirrte, war die Aehnlichkeit Frascuéla's mit der Königin, die der Gegenstand seines keuschen

Cultus war. Mit welchem Recht parodirte dieser Dämon seinen Engel? Zu welchem Zweck war dieselbe Schönheit, so verschiedenartig und doch so gleich, zwei Wesen gegeben, von denen das eine so göttlich, das andere so dämonisch? Ist der Satan auch ein Gott?

Bestürzt und zitternd eilte Friedrich aus dem Theater. Er verschwand in dem langen Gang, der zu seinem Palast führt — selbst an dem Tage als er das Bauermädchen und den Burschen in der Rosenlaube gesehen, war er nicht so erregt gewesen. Er ging, oder lief vielmehr mit gesenktem Haupt und hörte garnicht, dass ihm der gute Karl traurig von der Krankheit der Lisi erzählte, die von Tag zu Tage sich verschlimmere. Er sagte kurz: «Lass mich gehen! Ich bin leidend, ich will allein sein!» Mit einer Handbewegung, die seine Pagen und Bedienten zurückwies, trat er in seine geheimen Gemächer, in denen eine Feenwelt künstlich hergestellt war.

Aber er blieb nicht lange Zeit in der Mondlandschaft. Seine Seele, die dem Himmel glich, über den Sturmwolken ziehen, passte nur schlecht zu dem ruhigen und klaren Licht. Er ging an dem See entlang, ohne es zu wagen, ihn anzusehen — er lag jetzt ruhig da und der Schwan zog den Nachen sanft durch die klaren Fluthen. Endlich kam er an einen stillen, düsteren Ort, der seinem Innern zusagte.

Hier lag unter einem drückenden, schwarzen Himmel ein wüstes Chaos von Steinen, von denen sich einer an den andern anzuklammern schien. Ein düsterer Nebel, der diese unbewegliche und wüste Felsmassen badete, stieg aus einer tiefen schwarzen Schlucht auf, die an den Eingang zur Hölle denken liess. Man sah dort in der That das, was die alten Dichter von den Abgründen erzählen, die zur Hölle führen sollen. In gleicher Zeit mit Schwefelflammen stieg aus der Tiefe bisweilen

ein dumpfes Geräusch von Klagetönen auf. Es glich dem Röcheln der ewig Verdammten.

Friedrich kletterte von Fels zu Fels, setzte sich auf den höchsten Block und sah lange Zeit hinunter in die Tiefe.

Dieser düstere Friede gefiel ihm, beruhigte ihn. Das Durcheinander der Gedanken endigte in einer stillen Trostlosigkeit, die der dieser Landschaft glich. In der kalten Nacht, die nur bisweilen von dem schwachen Licht der Schwefelflammen erhellt wurde, glaubte er die Gestalt der Gloriane zu sehen, die ihn geblendet und entzündet wie eine gewaltige Sonne.

Er blieb gesenkten Hauptes lange sitzen — er schien nicht mehr zu leben — als ob einer der aufgethürmten Steine menschliche Formen angenommen.

Plötzlich begann er zu zittern und stiess einen dumpfen Schrei aus.

Aus dem Schlund stieg wie Proserpina, von Klarheit umgeben und in wallenden Purpur

gekleidet ein Weib unter blendenden Flammenzucken, von dem Schwall ihrer Haare wie von Schlangen umgeben.

Der König hielt die Hände vor die Augen, wandte sich ab und wollte fliehen.

Aber die schöne, schreckliche Gestalt erstieg die Felsen und hielt Friedrich zurück. Die goldenen Haare glitten ihm über die Brust, Arme und über das blasse Antlitz. Sie umstrickte ihn, hielt ihn fest, zwang ihn zu hören, was sie ihm zuflüsterte mit dem rothem Munde, dessen Hauch ihm Feuer dünkte.

Sie sagte, ihn noch fester umfassend:

«Du erkennst mich nicht wieder? Ich bete Dich an. Die grosse Königin bin ich, die Dich so entzückt hat. Blancheflor bin ich, die trunken durch den Liebestrank unter dem Mantel Floris' einschläft und schluchzend stirbt, ihre Seele in einem Kuss auf die Lippen des todten Geliebten aushauchend. Hast Du heut Abend nichts verstanden, nichts vermuthet? Du sassest

im dunkeln Hintergrund der Loge, aber ich habe Dich doch gesehen. Ich fühlte Deine Gegenwart wie eine zärtliche Liebkosung. Oft wollte ich meine Arme küssen, wenn ich glaubte, dass Du sie betrachtet! Ich bin fürchterlich, nicht wahr? Niemals hast Du eine so verliebte Blancheflor gesehen. Aber Du warst ja da, und ich sprach zu Dir, hörst Du? Zu Dir sprach ich und nicht zu dem dummen Schauspieler, der über meine Umarmungen erschrak und über meine Küsse sich wunderte, weil er nicht wusste, dass sie Dir gälten. Du wusstest es nicht und hast Dich deshalb gefürchtet. So hat man mir erzählt. Ja, Dein Kammerherr, der Fürst Flédro-Schemyl hat es gesagt. Aber Du wolltest mich nicht mehr sehen, Du sagtest: «Sie soll fortgehen!» Du Kind! Weshalb? Aber ich habe nicht abreisen wollen und bin zu Dir gekommen, um Dich anzubeten. Höre wohl zu. Die Königin ist vergessen; Blancheflor ist auch nichts; die man hierher geführt

hat — ich weiss nicht wie, ich bin durch dunkle Gänge gekommen und habe Dich hier gefunden — die hier zu Dir gekommen ist, das ist Gloriane Gloriani — Frascuéla, wie man früher sagte. O, Du kannst Dir gar nicht denken, wie schön ich bin und wie ich liebe! Du schliesst die Augen, streckst die Hände vor und wendest das Antlitz zur Seite; Du Thor! was machst Du? Ich sage Dir, all die Statuen, in denen die Schönheit der Göttinnen wieder auflebt, sind weniger stolz auf ihre nackte Schönheit, wie ich auf die meine. Sie übertrifft den Schnee und den Marmor an Reinheit. Meine Haut gleicht dem Gewebe der Seide und den Fäden der Lilie und blutrothe Rosen blühen auf meinem Busen. Aber auch wenn ich hässlich wäre, würde ich schön und der Sehnsucht werth sein, denn ich bin die Liebe selbst, die wilde Liebe, die empfängt und giebt. Andere Frauen, so hat man mir erzählt — ob es wahr ist, weiss ich nicht — halten sich zu-

rückgezogen, wollen, dass man sie lange und ohne Hoffnung liebt, verweigern sich endlich; ich biete mich an und gebe mich jedem hin. Meine Lippen, meine Küsse sind für alle, wie die wilde Beere des Waldes. Es ist wahr, die anständigen Frauen verachten mich! Aber sieh, was ich für schöne Schultern, welchen schönen Nacken ich habe. Und dann darf man mich jetzt gar nicht mehr verachten, weil ich nur Dich allein liebe. Ich kann nicht begreifen, wie es gekommen ist; aber seitdem ich Dich gesehen, glaube ich, dass es nur noch einen Menschen auf der Erde giebt: Das bist Du! Mit all der Liebe, mit der ich sonst die ganze Welt umfasste, liebe ich jetzt nur Dich. Nimm sie an, ich will, dass Du sie annimmst. Nicht wahr, Du stösst mich nicht von Dir? Du würdest es auch gar nicht vermögen. Meine Liebe umstrickt Dich unauflöslich. Du gehörst mir! Du gehörst mir! Ich weiss dass Du furchtsam bist. Man hat mir erzählt, dass Dich der

Anblick von Frauen in Schrecken setzt, dass Du Dich nicht hast verheirathen wollen — ich glaube es. Warum soll es nicht wahr sein? Vielleicht weil Du von Niemand verlangt hast, was ich verlange, dass Du es von mir verlangst! Das thut nichts. Komm! Wie schön Du bist. Zittere nicht, bleibe stehen. So musste es kommen: wir mussten uns eines Tages treffen, Du so schwach und furchtsam, — ich so schrecklich. Komm! Komm! Der Zufall giebt Dich mir, wie der Wind ein Strohhälmchen in den Scheiterhaufen wirft.

Er wollte davoneilen, hörte nicht zu und wollte rufen.

Aber sie erstickte die Schreie mit glühenden Küssen und umschlang den jungen König immer fester.

Endlich warf sie mit kühner Bewegung den Purpurmantel ab, der sie bis dahin verhüllt und stand nun ganz nackt vor ihm da, grossartig und schrecklich schön.

«Siehe, feiger Knabe!» sagte sie.

Als er sich nicht rührte, sondern abgewandten Gesichtes stehen blieb, warf sie sich auf ihn —

Sie stiess einen lauten Schrei aus und fiel zurück, einen Dolch in der Seite. Blut lief über ihre Hüften — der Mörder entfloh, mit verhülltem Gesicht, laut stöhnend.

Als er von den Felsen herabgesprungen, befand er sich Karl gegenüber, der ihm sagte:

«Majestät, kommen Sie schnell. Die Erzherzogin Lisi liegt im Sterben.»

III.

Erschreckt, verscheucht — was? War es möglich? Hatte er dieses Weib erstochen? — hörte Friedrich kaum die Worte Karls. Er liess sich führen, ohne zu wissen wohin. Er dachte nicht einmal daran, zu sagen: «Dort liegt sie, blutig, vielleicht sterbend. Lauft, hebt die Unglückliche auf!»

Seine Seele war nicht in ihm, seine Augen sahen starr und leblos aus. Endlich fing er an, seine Gedanken zu sammeln und an das Erlebte zu denken. Das einzige, woran er sich erinnerte war, dass sich Gloriane in ihrer verführerischen Schönheit ganz nackt vor ihm aufgerichtet hatte, dass ihn bei ihrer Umarmung

Schauer überrieselt, er wie trunken gewesen und wegen des Schreckens den gezückten Dolch ihr in die Seite gestossen!

Jetzt eilte er davon. Er durchlief fast die langen Corridore und wagte es nicht, den Kopf umzuwenden, als ob er Furcht hätte, er sähe wieder das unzüchtige Wesen mit den goldenen Haaren und den blutbespritzten Hüften!

Plötzlich blieb er stehen; er hat hinter sich eine Thür schliessen hören und befand sich in einem grossen, düsteren Zimmer, dessen Winkel mit undurchdringlicher Finsterniss angefüllt.

Wer hatte ihn hierher geführt? Ah, er erinnerte sich; Karl hatte zu ihm gesagt: «Kommen Sie, Sire!» Was war das aber nur für ein Zimmer, in dem er sich befand? Er erkannte es anfangs nicht.

«Karl! Karl!» rief er.

Keine Antwort. Er war allein. Dennoch glaubte er ein schwaches Stöhnen in dem Stillschweigen ersterben zu hören.

Er fürchtete sich.

Er machte einige Schritt vorwärts und sah sich starr um, mit zitternden Händen in der Finsterniss herumtastend.

Er bemerkte trotz der Finsterniss, dass Teppiche an den Wänden hingen und sah zwei sich kreuzende goldene Linien darauf leuchten — es musste ein an die Wand geheftetes Cruzifix sein.

Er vermuthete daraus, dass er sich in dem Betzimmer der Königin Thekla befände, dem Zimmer, in welchem die Mutter des Königs bei ihren seltenen Aufenthalten in in der Hauptstadt zu beten und zu schlafen pflegte.

Er konnte aber nicht begreifen, weshalb ihn Karl zu der Königin geführt hatte.

Er suchte die Thür, um zu entfliehen, da bemerkte er ganz im Hintergrund des Zimmers einen unbestimmten, schwachen, fast unsichtbaren Lichtschein, der durch herabgelassene Vorhänge zu fallen schien. Dieser helle Punkt

glich in der Finsterniss einem kleinen Stern, der es nicht recht wagt, zu funkeln. Zu derselben Zeit, als er diesen blassen Schein erblickte, glaubte er auch wieder das leise Stöhnen zu hören, wie die Klage einer Seele. Ohne zu wissen warum, erinnerte sich Friedrich plötzlich, dass Karl den Namen Lisi genannt hatte.

Er ging schnell auf das schwache Licht zu und hob die schweren Vorhänge auf.

Da lag sie in einem Alkoven, von schwachem Licht beleuchtet, die Erzherzogin Lisi — nicht mehr stark, rosig, lebhaft und fröhlich, sondern ganz blass und ganz mager — ihre Gesichtsfarbe schien noch bleicher zu sein als die Linnen des Kopfkissens. Unter den schweren Falten der Decke schien die arme Kranke schon halb erstarrt zu sein. Vor dem Bette aber kniete in ihrem Gewand die Königin Thekla und summte Gebete wie eine alte, strenge Nonne.

«Ah!» seufzte Lisi.

Noch einmal glitt ein rosiger Hauch, wie ein schwaches Lächeln über den Mund und die Wangen des Kindes.

Sie hatte Friedrich bemerkt.

Darauf begann sie sehr langsam und sehr leise zu sprechen.

«Bist Du endlich gekommen, mein lieber, lieber Fried! Ich hoffte schon nicht mehr, Dich zu sehen, und es wäre so schrecklich gewesen, zu sterben, ohne noch einmal in Deine schönen Augen geschaut zu haben, die mir so lieb waren. Man hatte mir gesagt, dass Du mich ganz vergessen hättest. Aber Du bist doch gekommen, Du bist gut! Ich glaube, Du hast nicht gewusst, dass ich so krank bin. Du wirst gedacht haben: ‚Das Bad wird ihr wenig schaden, sie wird davon nicht gleich sterben!‘ Aber das Wasser war so kalt und ich habe eine Brustentzündung davon bekommen, wie die Aerzte sagen. Und dann hatte ich soviel Kummer, soviel Kummer, weil Du so schlecht

gegen mich gewesen bist. Da ist die Krankheit schnell fortgeschritten und Du hörst, dass Deine Mutter jetzt Gebete für eine Sterbende vor meinem Bett murmelt . . . . Ich sage Dir das nicht, um Dich zu kränken, oder damit Du Gewissensbisse bekommst. Nein! Du bist gekommen und ich vergebe Dir deshalb. Und dann, wer weiss? — kleine Mädchen sind immer einfältig — Du hattest vielleicht Deine Gründe, um so zu handeln, wie Du gehandelt hast. Ja, ja, so wird es sein; Du wirst Deine Gründe gehabt haben und ich frage Dich auch garnicht nach ihnen. Alles was ich Dich bitte ist, dass Du mich einmal ansiehst — dass Du mich einmal freundlich ansiehst und meine Hände mit den Deinigen drückst . . .»

Indem sie so sprach oder vielmehr murmelte — ihre Stimme glich dem sanften Klagegesang eines Vogels, der in seinem Neste stirbt — erhob Lisi ihre mageren und bleichen

Aermchen aus dem Bett und streckte sie zitternd Friedrich entgegen.

Aber er blieb stumm und starr stehen, und rührte sich nicht. Seine erstaunten Augen schweiften wie unbewusst von der armen sterbenden Erzherzogin zu der strengen, betenden Königin.

Da rollten zwei heisse Thränen über die schmalen Wangen der Unglücklichen, sie liess entmuthigt die Arme sinken und sprach kaum hörbar in gebrochenen Lauten:

«Es ist vorbei, vorbei! Du liebst mich nicht. O! Wie grausam Du bist. Wenn Du auch keine Liebe für mich fühlst, wird es Dir so schwer, ein wenig Mitleid zu haben für eine Sterbende? Kannst Du mir nicht einmal Deine Hand geben? Wenn Du wüsstest, wie schrecklich es ist, zu sterben, wenn man jung ist und das Herz so frohe Hoffnungen hegte! Wenn Du mir die Hand giebst, werde ich weniger Furcht haben, in den Tod zu gehen,

weil Du mich dann hineinführst und ich glaube, es ist überall schön, wohin Du mich führst. Aber nein, Du stehst da ohne Dich zu rühren! Oh, wenn ich noch die Kraft hätte, meine Arme um Deinen Hals zu schlingen und Dich an meine Brust zu ziehen. Aber das ist vorüber. Früher in Lilienburg, warst Du so zärtlich und wir waren beide glücklich! Erinnere Dich all der schönen Sachen, die Du in den Dichtern gelesen und mir dann erzählt hast. Du warst oft seltsam aber so nett, so freundlich. Oft spottetest Du über mich — gewiss erinnerst Du Dich daran — wenn ich auf den grossen Schlosshof meine Hühner und Tauben liebkoste und Du führtest mich stolz von dannen, wie ein Ritter seine Dame, indem Du mich Oriane oder Clorinde nanntest. Damals liebtest Du mich noch. Wenn ich zu Dir sagte: ‚Komm näher zu mir!‘, so nahmst Du nicht diese wilde Miene an. Und ich verlange doch so wenig, so wenig! Ergreif meine Hände nicht, wenn

Du nicht willst, aber neige Deinen Kopf etwas zu mir, damit meine Seele bei dem Scheiden wenigstens den Hauch Deiner Lippen streift.»

Sie bat mit solcher Zärtlichkeit, dass sich auch Friedrichs Augen endlich mit Thränen füllten und er sich allmählig zu ihr herabneigte, während sie murmelte:

«So bist Du gut! Ich danke Dir, mein Fried! Lehne Dein Haupt an meine Schulter; sie ist sehr mager, aber durch die Decken wirst Du die Knochen nicht spüren und Deiner Wange nicht wehe thun. Oh, wie glücklich ich jetzt bin! Sage, erinnerst Du Dich noch? So waren wir bei einander zu Lilienburg, des Abends, nahe am See in der goldigen Lichtung der Rosenbüsche . . .»

Als ob ihn diese Worte gebissen hätten oder man ihm eine Hand voll Schmutz in das Gesicht geworfen, fuhr er zurück und rief:

«Schweig! Schweig, Unglückliche!»

Bei dieser letzten Grausamkeit schauderte

sie heftig zusammen, wandte sich halb zur Seite und öffnete weit den Mund. Ihre Augen erloschen und mit einem schwachen Seufzer sank sie zusammen.

«Lux perpetua luceat eis! Amen!» psalmodirte die Königin Thekla, ihr Gebet vollendend.

Sie stand auf und näherte sich Lisi. «Todt» sagte sie.

Friedrich entfloh unter dem Krachen umgeworfener Sachen durch das Dunkel des Zimmers.

Die alte Königin aber beugte sich zu der Todten, küsste ihr die Augen und zog langsam die Decke über das Haupt der armen Lisi, die einst zu Lilienburg so zufrieden gelebt hatte als kleine Bäuerin und die so niedlich gesungen hatte zu dem Rucksen ihrer Tauben und dem Gackern ihrer Hühner.

IV.

Nach der zwiefach verhängnissvollen Nacht, wo ein Weib von ihm verwundet und ein Mädchen seinetwegen gestorben, verbarg sich Friedrich und schloss sich ein. Er blieb hartnäckig in seinem königlichen Zimmer und mit Ausnahme von Karl durfte niemand zu ihm kommen, weder die Königin Thekla noch die Minister, noch Aerzte.

Am Hof und in der Stadt verbreitete sich das Gerücht, der König sei durch den Tod seiner Verlobten, der Erzherzogin Lisi in eine heftige Melancholie verfallen, die wahrscheinlich mit Wahnsinn enden würde.

Es war aber nur ein unbestimmtes Gerücht. Etwas genaues wusste man nicht.

Karl wurde oft gefragt, antwortete aber nicht. Wusste er in der That etwas? So oft er in das Zimmer seines Gebieters eintrat, sah er Friedrich gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken gefaltet, um einen grossen Tisch herumgehen — wie ehemals in seiner Kindheit zu Lilienburg. Kein Wort und die Augen starr auf den Fussboden gerichtet. Der König hatte sich noch nicht einmal erkundigt, was aus der Versucherin geworden, die er verwundet, vielleicht sogar getödtet. Er fragte auch nicht nach dem Begräbniss Lisi's, das mit grossen Feierlichkeiten begangen wurde.

Woran mochte er in diesem Stillschweigen und dieser Einsamkeit denken? Karl, dadurch sehr beunruhigt — denn er, der starke, fröhliche Mensch liebt seinen blassen, traurigen Herrn leidenschaftlich — legte sich auf die Lauer, sah durch das Schlüsselloch und horchte

durch die Thürspalte. Die ersten Tage über sah er nichts, als den langsamen Kreisgang um den Tisch. Er hörte nichts als das durch die Teppiche gedämpfte Geräusch der Schritte. Da bemerkte Karl eines Abends — das Geräusch der Schritte hatte aufgehört — dass Friedrich sich auf das Bett geworfen und von heftigen Schauern geschüttelt wurde. Jedenfalls ein Fieberanfall. Der trat schnell ein und näherte sich dem Bett. Die Augen des Königs waren geschlossen. Er schlief, aber einen Schlaf voll von schweren Träumen, denn sein Gesicht zuckte, er biss sich auf die Lippen und kalter Schweiss stand ihm auf den Schläfen. Zu gleicher Zeit stiess er seltsame von Röcheln unterbrochene Worte aus, die klangen, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei.

«Nein, niemals, niemals, ich will nicht! Die Weiber sind die Sünde und die Schande ... Ob sie befehlen oder ob sie bitten: alle garstig und widerwärtig ... Das Geschlecht ist die

Eiterbeule der Wesen. Auch schon während des Lebens wimmeln die Körper von Würmern ... Der Kuss ist die Blume der Fäulniss ... Sie mögen sterben, alle die wollen, dass man liebt ... Ich will auch sterben .... fortgehen aus diesem Leben, den Schmutz abschütteln .... Nicht mehr sein ... davonfliegen ..... Aber selbst im Todeskampf bleibt diese Schande der Menschheit. Der Mensch stirbt elendiglich wie ein Thier .... O, die Seele aushauchen wie ein Gott, in der Freude sein thierisches Fleisch gepeinigt zu fühlen, in dem Stolz den schuldigen Leib zu strafen — dann wiedererstehen, frei von den schmutzigen Fesseln in der ungetrübten Klarheit des Traumes als Licht, Flamme, Geist!»

Erschreckt weckte Karl seinen Herren. Dieser jagte ihn jedoch mit wüthender Geberde fort.

Während dessen verdoppelte sich die Unruhe am Hof und in der Stadt. Vergebens

wollte die Königin Thekla zu ihrem Sohn dringen. Friedrich sagte zu Karl: «Antworte meiner Mutter, wenn sie mich bis hieher verfolgt, wird sie nur meinen Leichnam finden.» Sie musste ihn deshalb allein lassen. Wie sollte das enden? Die jähe Nachricht von einem Selbstmorde würde Niemand überrascht haben. Man erzählte Geschichten, die wahr sein konnten. Kammerdiener versicherten im Vorübergehen Bitten und Schluchzen gehört zu haben. Der König hatte ausgerufen: «Ich will es, ich bitte Dich darum.» Darauf hatte Karl mit halberstickter Stimme geantwortet: «Ich vermag es nicht, Sire! Befehlen Sie es mir nicht!» An dem Tage, fügte man hinzu, sei der Knappe aus dem Zimmer des Königs gekommen, ein Tuch an die Lippen gepresst und mit rothgeweinten Augen. Man sagte auch, dass der König und Karl schon seit zwei Tagen aus der Residenz entflohen seien. Wohin waren sie gegangen? Niemand wusste es sicher.

Einige glaubten nach der Aussage eines Bauern, der in der Nacht zwei Menschen hatte vorbeireiten sehen, dass Friedrich sich in die Berge Ober-Thüringens nach Unterspechtsau zu begeben habe.

Während dieser Ungewissheit wurde eines Abends in der Stadt die Sturmglocke geläutet. Die Fenster öffneten sich und von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse flog die Nachricht, dass der Palast in Flammen stehe. Plötzlich erhob sich auch eine ungeheure Wolke düsteren Rauches in die Luft, der schwarze Athem, den der Schlund der Feuersbrunst ausstiess.

V.

An jenem Abend schlief in dem Bett eines Hotelzimmers Gloriane Gloriani, deren aufgelöste Haare in goldenen Wellen über die weissen Schultern und schönen Arme herabfielen.

Ihr Antlitz war sehr blass, da sie noch nicht ganz wiederhergestellt war von ihrer Verwundung.

Folgendes hatte sich nämlich zugetragen:

Als Gloriane vom König verwundet worden, eilte auf ihr Geschrei der Fürst Flédro herbei, denn er war es gewesen, der die Verführerin in das Höllenthal geführt hatte. Er hatte sicher

geglaubt, dass durch diesen kühnen Streich Friedrich in die gestellte Schlinge fallen würde und stand mit zwei Pagen auf der Lauer, die er in Mitwissenschaft gezogen. Sie trugen die ohnmächtige Frascuéla fort und Dank der Dunkelheit gelang es ihnen den Palast zu verlassen und das Hotel «Zu den vier Jahreszeiten» zu gewinnen, zwar nicht, ohne seltsamen Verdacht zu erregen, wohl aber ohne einen unheilbaren Skandal hervorzurufen. Sie hielten Gloriane aufrecht, so dass sie, obgleich im Sterben und ohne Bewegung, den Anschein hatte, zu gehen. Dann liess auch die durch den Tod Lisi's hervorgerufene Unruhe und die Krankheit des Königs die Diener und den Schlosskastelan bald das unbekannte Weib vergessen, welches eines Abends, man wusste nicht woher, angekommen und fast sogleich wieder fortgegangen war.

Lange Zeit hindurch lag Gloriane bewusstlos. Der Arzt, den der Fürst Flédro-Schemyl

herbeigerufen, schüttelte oft den Kopf, als ob er daran verzweifele, die Verwundete am Leben zu erhalten. Dennoch liess das Fieber allmählich nach. Frascuéla fiel in einen Zustand vollständiger Kraftlosigkeit, welcher jedoch der Anfang zur Besserung wurde. An diesem Abend schlief sie ruhig und still.

Brascasson sass an dem Bett, zur Seite eines Tisches, auf dem viele kleine Medicinfläschchen standen. In der Mitte derselben summte auf einer Nachtlampe leise die Theekanne.

Der kleine Mensch überwachte den Schlaf Gloriane's mit der zärtlichen Unruhe einer Mutter, oder vielmehr er beobachtete sie, wie ein Geizhals seinen wiedergefundenen Schatz. Dieses schöne Weib war ja in der That all seine Hoffnung, all sein Reichthum! So lange sie lebte waren für Brascasson die Gedanken an Wohlstand möglich. Nach ihrem Tode hätte er wieder nach Toulouse zurückkehren müssen

um auf Platz Lafayette Stiefel zu putzen. Aber jetzt schien sie wenigstens nicht mehr sterben zu müssen. Nein, ihr Athemzug war regelmässig und das Leben begann wie eine bleiche Rose auf ihren Wangen wieder aufzublühen. Alles ging also gut. In wenigen Tagen wollten sie Nonnenburg verlassen, alle Intriguen gegen Könige aufgeben und nach Frankreich zurückkehren, wo man in Ermangelung von Königen — von Königen sollte man ihnen nicht wieder sprechen — Leute finden würde, die sich zu benehmen wissen und bei einem Besuch nicht sofort den Dolch zücken. «Ich war zu ehrgeizig,» sagte Brascasson zu sich. «Der Kammerherr hat mir den Kopf verdreht.» Jetzt würde er sich zu beschränken wissen. Man müsste eben mit weniger zufrieden sein. So eine ehrenwerthe Mittelmässigkeit würde schon genügen, vorausgesetzt, dass sie schön vergoldet...

Brascasson wandte den Kopf wegen eines grossen Lärms, der von der Strasse heraufschallte.

Er ging zum Fenster, hob die Vorhänge und lehnte die Stirn an die Scheiben. Unzählige Leute eilten vorbei, mit den Armen gestikulirend und schreiend. Er horchte, konnte aber aus dem allgemeinen Lärm nichts entnehmen. Dennoch gelang es ihm, einige Worte zu erhaschen, als er das Fenster halb geöffnet. «Im Palast brennt es, gerade in dem Theil des Schlosses, wo sich die mährchenhaften Zimmer Friedrichs befinden. Wie ist die Feuersbrunst ausgekommen? Durch einen Zufall oder auf Befehl des Königs? Man weiss es nicht. Aber wenn Friedrich heut Abend im Palast ist, kann es sehr leicht möglich sein, dass er umkommt...»

Brascasson rief vor Schadenfreude aus, fröhlich in die Hände klatschend:

«Wahrhaftig, das wäre vorzüglich, wenn er braten müsste.»

Da hörte er hinter sich ein lautes, schreckliches Stöhnen, wie den Schrei eines, den man ermordet.

Gloriane stand da.

Der Lärm hatte sie erweckt; auch sie war an das Fenster gekommen, hatte gehört und verstanden.

«Er verbrennt!» sagte Brascasson ihr. «Was thut Dir das? Ich dächte, es müsste Dir sehr angenehm sein!»

«Elender!» entgegnete Gloriane.

Sie warf sich auf einen Kleiderschrank und riss einen Mantel heraus, wild wie eine Tigerkatze.

«Nun? Was willst Du thun?»

«Lass mich!»

«Wohin willst Du gehen?»

«Was geht Dich das an!»

«Du wirst hier bleiben!»

Er entriss ihr die Kleidungsstücke und lief auf die Thür zu, um sie zu verrammeln.

Aber sie zeigte ihm die Zähne und rief mit Wuththränen im Auge:

«Du wirst mich durchlassen!»

«Auf keinen Fall!»

«Nimm Dich in Acht!»

«Geh wieder zu Bett oder ich schlage Dich!»

Bei diesen Worten lachte sie laut auf, ergriff den kleinen Menschen bei dem Hals und würgte ihn, dass er blau wurde, die Zunge heraussteckte, röchelte und zu Boden fiel, vielleicht todt.

Mit einem Fusstritt schob sie ihn zur Seite, nahm die Kleider und den Mantel wieder auf, hüllte sich hinein und entfloh.

Auf die Strasse gelangt, stürzte sie mit fliegenden Haaren durch die Menge. Man sah das Weib gross an und fragte sich, ob es vielleicht eine dem Irrenhaus entsprungene Wahnsinnige sei. Sie lief immer weiter sich durch die Menge hindurchzwängend. Bisweilen blieb sie stehen, ganz ausser Athem, stiess einen lauten, klagenden, grässlichen Schrei aus und eilte weiter.

Endlich kam sie auf dem Schlossplatz an, der dicht von Menschen besetzt war.

Es bot sich ihr ein schrecklich-schönes Schauspiel dar.

Der eine Flügel des Palastes stand vollständig in Flammen, und dicke Rauchwolken stiegen stossweise zu dem klaren Himmel auf. Als die Façade unter einem furchtbaren Sturz von Steinen und glühenden Kohlen zusammenfiel, folgte zuerst ein grosser Wasserschwall, dann aber brannte nicht mehr ein Gebäude, sondern die Bäume und Blumen des künstlichen Waldes mit ihren Rubinstämmen und Smaragdblättern, zwischen denen noch die seltsamen Vögel schwebten. In der hellen Beleuchtung durch die Flammen bot die Landschaft einen ungewöhnlichen Anblick dar und glich sich selbst aufzehrend einem verwirklichten Feenmährchen. Das Volk, das durch den Ausbruch des Feuers und die sagenhaften Erzählungen von dem Palast verwirrt und aufgeregt war,

glaubte den glühenden Untergang eines Traum-Paradieses vor sich zu sehen. Und plötzlich breitete inmitten der glühenden Gluthen ein schneeweisser Schwan die Flügel aus, drang durch den Rauch hindurch und verschwand in dem Azurblau des Himmels!

Einen Augenblick stand Gloriane vor Staunen und Furcht starr da, dann lief sie wieder wüthend vor, indem sie laut «Friedrich» rief.

Sie musste bald stehen bleiben. Eine Reihe Soldaten mit gezogenem Säbel verwehrte ihr die Annäherung an den Palast.

Das war schrecklich! Friedrich war dort in den Flammen und sie konnte nicht zu ihm dringen, ihn zu retten oder in seiner Umarmung mit ihm zu sterben. Sie rang die Hände, biss sich auf die Lippen und schluchzte laut auf.

In diesem Augenblick öffnete sich das Thor auf dem rechten Flügel des Palastes, den das Feuer noch nicht ergriffen, und eine Menge Männer und Weiber stürzten heraus. Frascuéla

fasste Hoffnung. Der König konnte darunter sein!

Die Menge machte den Ankommenden ehrfurchtsvoll Platz, denn es waren lauter hohe Persönlichkeiten. Sie eilte auf die Gruppe zu, erkannte aber niemand. Endlich bemerkte sie den Fürsten Flédro-Schemyl, ergriff ihn am Arm und zog ihn mit sich fort.

«Ist der König bei Ihnen?»

«Gloriane!» rief der Fürst entsetzt. «Was machen Sie hier?»

«Antworten Sie! Ist der König bei Ihnen?»

«Nein.»

«Verloren also! Verloren! Und Sie fliehen! Ohne es zu versuchen...»

«Der König ist nicht im Schloss.»

Gloriane schluchzte noch immer, aber jetzt aus Freude.

«Wo ist er?»

«Man weiss es nicht. Nachdem er im Schloss Feuer angelegt hat ...»

«Er hat das Feuer angelegt?»

«Man vermuthet es. Mit der Hülfe Karl's.»

«Weshalb?»

«Weil er verrückt ist!» sagte der Fürst die Achsel zuckend. «Nach dem, was man erzählt, ist dies noch nicht sein tollster Streich.»

«Was hat er denn gethan?»

«Man sagt, dass ihn Karl vor drei Tagen auf dem Teppich des Zimmers fand, ganz in Blut schwimmend. Er war ohnmächtig und hielt noch ein Rasirmesser in der Hand.»

«Wollte er sich tödten?»

«Noch schlimmer. Sich verstümmeln. Und es ist ihm geglückt.»

«Allmächtiger Gott!...Aber man muss ihn aufsuchen und ihn wiederfinden. Wer weiss, was er sich ausserdem noch eingebildet. Weiss man sicher, dass er das Schloss verlassen?»

«Der Kastellan hat ihn ausreiten sehen.»

«Allein?»

«Mit Karl.»

«Wo kann er sein? Wo kann er sein?» sagte Gloriane, die Finger an die Zähne pressend.

Der Fürst schien tief nachzudenken. Dann sprach er leise:

«Ich glaube, dass er nach Unterspechtsau gegangen.»

«Nach Unterspechtsau?»

«Ja. Er war schon in der letzten Woche heimlich dort. Er kann nach dahin zurückgekehrt sein.»

«Wenn Sie das vermuthen, warum haben Sie es nicht der Königin und den Prinzen gesagt?»

«Weil ich mich nicht mehr mit den Dingen befassen will, durch die ich mich schon so fürchterlich compromittirt habe. Weil ich es dieser Familie von Narren selbst überlassen will, sich aus der Affaire zu ziehen. Der König von Thüringen ist ja nicht der einzige Souverain, dessen Kammerherr ich bin. Wissen Sie, wo-

hin ich jetzt gehe? In das Hôtel, um meine Koffer zu packen. In wenigen Stunden werde ich Nonnenburg mit dem Expresszug verlassen. Leben Sie wohl. Was ich Ihnen soeben gesagt habe — unbesonnener Weise —, machen Sie Gebrauch davon, wie es Ihnen gefällt. Ich wasche meine Hände in Unschuld.»

«Feigling!» sagte Gloriane.

Der Fürst ging davon und zuckte wieder mit der Achsel.

Gloriane blieb einen Augenblick stehen in Nachdenken versunken. Dann warf sie einen letzten Blick auf die Feuersbrunst, deren Wuth sich verdoppelt hatte, und ging davon, stolz die Menge durchschneidend.

In der Johann-Joseph-Strasse fuhr eine Droschke vorüber. Sie liess den Kutscher halten.

«Ich will nach Unterspechtsau,» sagte sie.

Der Mann sah sie verdutzt an.

Weil sie deutsch nur schlecht sprach, glaubte

sie, er habe sie nicht verstanden und wiederholte langsam:

«Fahren Sie mich nach Unterspechtsau.»

«Aber das ist ja unmöglich,» rief der Kutscher aus.

«Weshalb?»

«Weil es 16 Meilen sind und Bergweg. Meine Pferde halten es nicht aus.»

«Ich bezahle 16 Gulden für die Meile.»

Der Kutscher fuhr zurück: «Wissen Sie, dass Sie die letzte Strecke zu Fuss zurücklegen müssen?»

«Zu Fuss?»

«Jawohl. Wagen können den Bergabhang von dieser Seite nicht herunterfahren.»

«Gut. Thut nichts.»

«Und Sie sagten 16 Gulden für die Meile?»

«Zwanzig, wenn es schnell geht.»

«Steigen Sie ein.»

Sie warf sich in den Wagen und der Kutscher fuhr in scharfem Trabe davon. Die Strassen

waren öde und leer. Man hörte aus der Ferne das Lärmen der Menge und das Krachen des brennenden Palastes. Plötzlich fuhr unter dem lauten Donnern und Knattern einer Explosion eine hohe Flamme zum Himmel empor und beleuchtete einen Moment hindurch die ganzen Strassen und Häuser blutigroth.

VI.

Am nächsten Tage war etwas vor Sonnenuntergang eine grosse Menge Bauern und Hirten in dem Thal von Unterspechtsau versammelt. Auf Holzbänken sitzend oder im Grase lagernd betrachteten sie das ungeheure Theater, wo das alte Jerusalem wieder auferstanden war und der Hügel von Golgatha lag.

Das Schauspiel hatte noch nicht begonnen. Durch die ganze Versammlung ging ein unruhiges Flüstern. Viele konnten nicht begreifen, weshalb das Passionsspiel einige Jahre vor der gewöhnlichen Zeit aufgeführt werden sollte und weshalb von den vier Theilen, aus denen das Drama besteht, heute nur der letzte gespielt

würde. Andere erklärten mit leiser Stimme, dass diese Nichtbeachtung der Gewohnheit ihren Grund habe in dem Willen einer sehr vornehmen Person, in einer Laune des Königs. Aus Nonnenburg seien kürzlich Boten gekommen, die sich mit den gewöhnlichen Spielern verständigt und ihnen neue Anweisungen gegeben hätten. Einige sagten auch, dass die Rollen Christi und des römischen Soldaten, der den Gekreuzigten mit der Lanze durchstösst, durch neue, unbekannte Schauspieler gespielt würden. Dergleichen Reden gingen durch die Menge, die ungeduldig, fast ängstlich wartete.

Währenddessen eilten auf den Markt von Zion Juden, römische Soldaten, Adlerträger, Weiber und Schriftgelehrte, an dem viereckigen Barett kenntlich, in grosser Unruhe hin und her. Sie stiessen einen jungen, ganz in weisses Linnen gekleideten Mann vor sich her. Das Schauspiel begann.

Die Soldaten des Statthalters führten Jesus herbei und die ganze Menge versammelte sich um ihn.

Nachdem sie ihn ausgezogen, bedeckten sie ihn mit einem Purpurmantel.

Sie flochten aber eine Krone aus Dornen, und setzten sie ihm auf das Haupt, ein Rohr in der Rechten. Und ihr Knie beugend vor ihm, verspotteten sie ihn und sprachen: «Sei gegrüsst, König der Juden!»

Und sie spieen ihn an und nahmen das Rohr und schlugen ihn damit auf das Haupt.

Nachdem sie ihn so verhöhnt, zogen sie ihm den Mantel aus, gaben ihm seine Kleider zurück und führeten ihn hinaus, um ihn zu kreuzigen.

Er wurde aber verfolgt von einer grossen Menge Männer und Weiber, die sich an die Brust schlugen und weinten.

Jesus aber wandte sich zu ihnen um und sprach:

«Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über Euch und Eure Kinder.»

«Denn es wird der Tag kommen, da wird gesaget werden: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben und die Brüste, die nicht gesäugt haben.»

Man führte mit ihm zwei Uebelthäter, um sie zu kreuzigen.

Und als sie an den Ort gekommen, der da Calvaria genannt wird, kreuzigten sie ihn und die Uebelthäter auch, den einen zur Rechten, den andern zur Linken.

Und über seinem Haupt stand in griechischer, lateinischer und hebräischer Sprache geschrieben: «Das ist der König der Juden!»

Die Hirten und Bauern Ober-Thüringens sahen angstvoll und erstaunt auf den Hügel und den bleichen Gekreuzigten. Mehr als einer wandte sich zu seinem Nachbar und sagte: «Wer ist nur dieser junge Mann, der den König Jesus darstellt?»

Das Spiel nahm seinen Fortgang.

Da er aber wusste, dass alles erfüllet war, sagte Jesus: «Mich dürstet!»

Und es war da ein Gefäss voll Essig, da tauchten sie einen Schwamm hinein, banden ihn an einen Stock und gaben ihm zu trinken.

Jesus aber, nachdem er den Essig getrunken, sagte «Es ist erfüllt,» neigte das Haupt und verschied.

Darnach aber aus Furcht, dass der Leichnam am Sabbath am Kreuze bliebe, denn es war der Tag der Vorbereitung und der Sabbat war ein grosses Fest, baten die Juden Pilatus, dass man ihnen die Beine zerschlüge und sie herunternähme.

Die Soldaten kamen und zerschlugen die Beine den beiden Missethätern, die mit ihm gekreuzigt waren.

Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon gestorben sei, zerschlugen sie ihm die Beine nicht.

Aber einer der Soldaten stiess ihm die Lanze in die Seite und sogleich lief Blut heraus ....

Da fuhren plötzlich alle Zuschauer des Drama entsetzt zusammen. Aus dem Munde des Märtyrers ertönte ein entsetzliches Röcheln, ein fürchterlicher Schrei des Todeskampfes! Zu gleicher Zeit fiel das Haupt des Jesus, das er einen Augenblick aufgerichtet hatte, schwer zurück. Die Bewegung und der Schrei waren so natürlich, dass sie unmöglich nachgeahmt sein konnten. War es wirklich nicht nur ein Spiel? Der römische Soldat hatte in der That die Lanze in die Seite des Gekreuzigten gestossen! Ringsum entstand ein tiefes Stillschweigen des Entsetzens und aller Augen waren starr auf den entseelten jungen Mann gerichtet, dessen Haupt von der goldigen Klarheit der untergehenden Sonne beleuchtet wurde — da nahte sich ein Weib athemlos aus der Stadt, durchbrach die Menge und erstieg den

Hügel. Man hörte sie «Friedrich» rufen und: «Wehe, er ist todt.» Sie fiel schluchzend auf die Knie und bedeckte mit ihren goldenen Haaren den Stamm des Kreuzes, von dem das Blut des Leichnams herabträufelte.

So starb am Kreuz — Gloriane Gloriani als Magdalena ihm zu Füssen — Friedrich II, König von Thüringen, den man auch nannte:

«Der jungfräuliche König.»

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendès, Catulle,

Der jungfräuliche König eine Hofgeschichte der Gegenwart

Rom 1881
Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Bg.pr.o.79
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11746441-4